

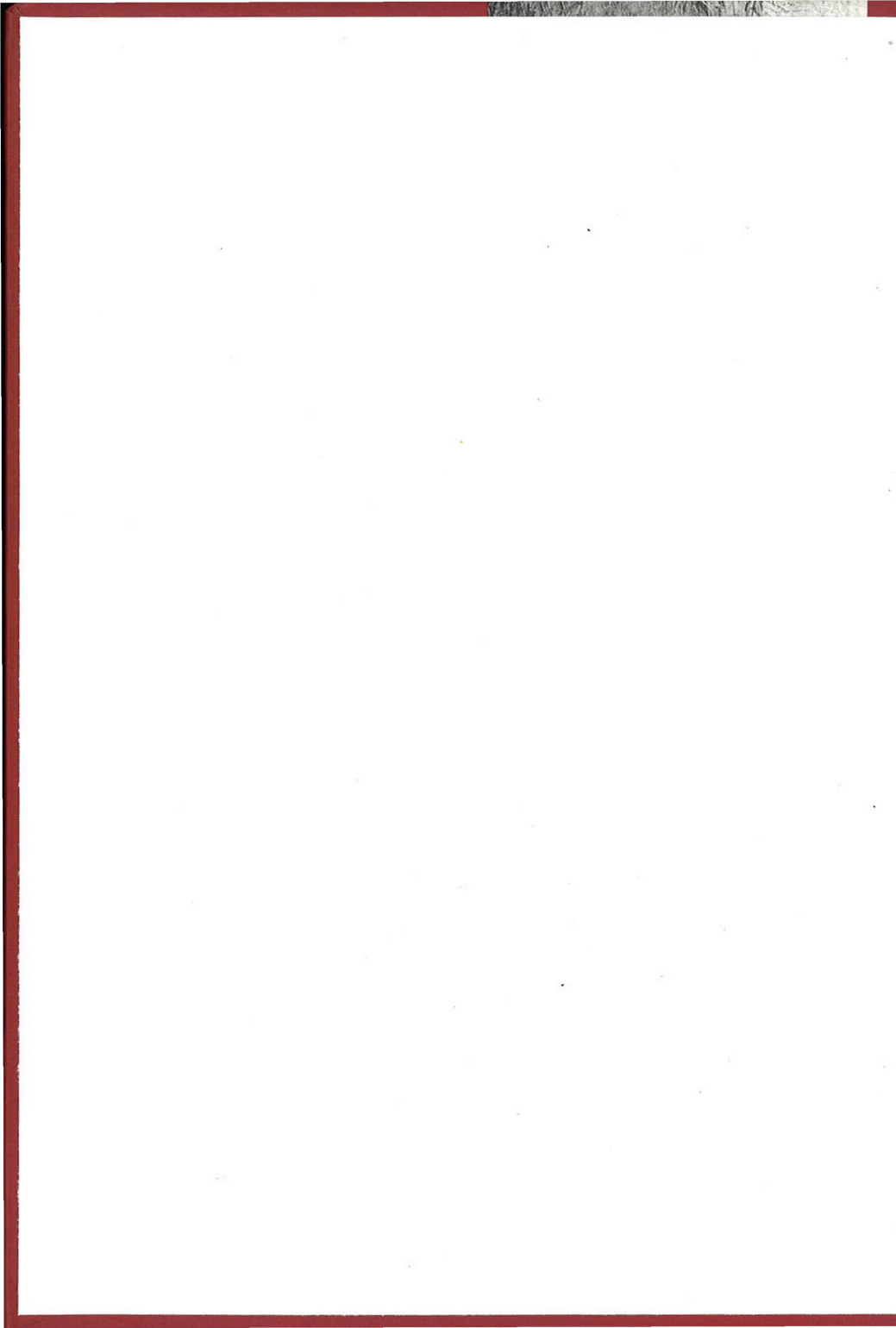


Danek Gertner

Ich folge  
dem Weg von  
zu Hause

Eine Lebensgeschichte

Reinhard Engel – Marta S. Halpert (Hg.)





Danek Gertner

# Ich folge dem Weg von zuhause

Aus dem galizischen Stetl  
in die Maschinenbau-Industrie  
und ins bürgerliche Wien

Eine Lebensgeschichte

Herausgegeben von  
Reinhard Engel und Marta S. Halpert

# Inhalt

|                                                              |    |
|--------------------------------------------------------------|----|
| Vorwort .....                                                | 7  |
| 1. In der alten Heimat – ein trauriges Wiedersehen .....     | 9  |
| 2. Ein Stetl in Galizien .....                               | 15 |
| Ein glückliche, unbeschwerte Kindheit .....                  | 16 |
| Jüdisches Leben - wie es nie mehr sein wird .....            | 20 |
| Schabbat: Ruhetag und religiöse Besinnung .....              | 23 |
| Tourismus in Zabie: Unser Hotel und seine Gäste .....        | 27 |
| „Typen“, die man nicht vergißt .....                         | 31 |
| Vier Brüder auf der Schulbank: Bildung als hehres Ziel ..... | 34 |
| Die Eliezer-Gertner-Huzulensammlung .....                    | 38 |
| 3. Kriegsbeginn 1939: Unter sowjetischer Herrschaft .....    | 43 |
| Musterung für die Rote Armee .....                           | 44 |
| Odessa und die Babuschka .....                               | 46 |
| Im Militärspital: Fieberträume in die Kindheit .....         | 50 |
| Genesung und letzter Urlaub im Frieden .....                 | 53 |
| 4. Schoah .....                                              | 57 |
| Onkel Jehoschua berichtet: Das Massaker in Kosow .....       | 58 |
| Versteckt vom Dienstmädchen .....                            | 70 |
| Trügerische Normalität in Kosow .....                        | 73 |
| Das Ende des Vaters – und sein verstecktes Erbe .....        | 76 |
| Die rettende Böschung .....                                  | 78 |
| Im Ghetto von Kolomea – Hoffnung auf die Schlepper .....     | 80 |
| Eingepfercht im Viehwaggon – Sprung mit Todesangst .....     | 82 |
| 5. Als U-Boot in Ungarn .....                                | 85 |
| Kuriere fürs Vaterland .....                                 | 87 |
| Wer ist Jadzia ? Wie ich meine Frau kennenlernte .....       | 89 |
| Dr.Vincenz, der Freund der Familie, als Lebensretter .....   | 91 |
| Mit einem kühnen Trick aus dem Gefängnis .....               | 93 |

**Aus dem galizischen Stetl  
in die Maschinenbau-Industrie  
und ins bürgerliche Wien**

**Eine Lebensgeschichte**



Digitized by Project Zikaron  
Touro University-NY Libraries  
[www.zikaron.tourolib.org](http://www.zikaron.tourolib.org)  
2023

ISBN 3-200-00099-6  
Copyright © by Danek Gertner, Wien  
Sämtliche Fotos und Illustrationen entstammen dem Privatarchiv  
von Danek Gertner, Wien  
Umschlagentwurf: Bernhard Kerbl  
Lektorat: Herbert Nikitsch  
Produktion und Druck: Otto Koisser & Co. KG  
Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe in  
Print- oder elektronischen Medien

|                                                              |     |
|--------------------------------------------------------------|-----|
| Überleben in Budapest mit Jadzia und Marian .....            | 95  |
| Hochzeit in Bukarest .....                                   | 101 |
| 6. 1945: Freiheit und Neuanfang .....                        | 107 |
| 7. Brasilien: Aufbruch in eine neue Welt .....               | 117 |
| 8. Maschinen aus der Sowjetunion – die Firma Gertner .....   | 127 |
| Aufrüsten mit westlicher Elektronik .....                    | 132 |
| Taschenmesser für die Kreml-Herren .....                     | 142 |
| Geschäfte – keine Politik .....                              | 145 |
| Genießen im Kommunismus .....                                | 148 |
| „Presse“ und „Financial Times“ .....                         | 157 |
| 9. Das Ende der Sowjetunion – ein neuer Anfang .....         | 159 |
| Radikaler Firmenumbau .....                                  | 160 |
| Ein Versuch in der Ukraine .....                             | 165 |
| Köln: TV-Produzenten als Mieter .....                        | 167 |
| 10. Freud und Leid in Wien .....                             | 169 |
| Jüdische Tradition: Feiertagstisch für viele Freunde .....   | 176 |
| Krankheiten in der Familie .....                             | 177 |
| Kreisky als Patient .....                                    | 179 |
| Bangen um die Liebsten .....                                 | 182 |
| Der Tod der geliebten Frau .....                             | 183 |
| 11. Projekte in Israel .....                                 | 185 |
| Die großzügige Familie in den USA .....                      | 187 |
| Jadzia und ihre Freundinnen: Geld für moderne Kliniken ..... | 189 |
| Yad Vashem: Gedenkstätte und Forschungszentrum .....         | 193 |
| Hella Gertner: Aktiv für die Tel Aviv University .....       | 196 |
| Neues Leben im „Café Europa“ .....                           | 197 |
| Jugendstil-Kunst fürs Museum Tel Aviv .....                  | 198 |
| Kosow mitten in Zfat .....                                   | 199 |
| 12. Das Vermächtnis des Vaters - Hilfe für die Ärmsten ..... | 201 |
| Anhang: Die verzweigte Familie Gertner .....                 | 206 |

## **Danksagung**

Auf diesem Wege möchte ich meiner verstorbenen Frau meinen innigsten Dank für ihr Verständnis aussprechen: Ich habe viel von der Zeit, die ich für den Aufbau der Firma und die laufende Arbeit gebraucht habe, eigentlich ihr weggenommen. Daher mein großer Dank, dass sie mich auch dabei in jeder Hinsicht unterstützt hat.

Meinem verstorbenen Bruder Marian (Mirek) danke ich für den gemeinsamen Weg, den er mit mir bis zum Ende gegangen ist. Dank dieser gemeinsamen Arbeit, dem gegenseitigen Verständnis sowie dem großen Einsatz füreinander konnten wir das schaffen, was wir insgesamt geleistet haben. Nur so konnten wir uns während der schlimmen Verfolgungen gegenseitig helfen und die Schoah überleben.

Mein Dank gilt auch meinem Neffen Alexander, der schon länger mit uns zusammengearbeitet hat und auch beim Umbau der Firma aktiv beteiligt war. Er führt jetzt die Firma Gertner erfolgreich weiter.

\*\*\*

Gleichzeitig danke ich allen Mitarbeitern der Firma Gertner in Wien, Köln, Zürich und Moskau. Ein besonderer Dank geht an den Geschäftsführer der Firma Gertner in Köln, Bernd Fichtner, der uns in jeder Hinsicht eine große Unterstützung war und auch bei der Zusammenstellung der Unterlagen für das vorliegende Buch sehr behilflich war.

Herrn und Frau Ollig, Steuerberater- und Wirtschaftsprüfer in Köln, möchte ich dafür danken, dass sie mich vom ersten Tag meiner Tätigkeit in Köln stets mit Rat und Tat begleitet haben. Auch heute ist die Firma Ollig, mit der Tochter Ute Ollig, für meinen Neffen Alexander und die Firma weiter tätig.

Weiters möchte ich meinen verstorbenen väterlichen Freund Dr. Max Kimche erwähnen. Er hat uns während unserer Tätigkeit in der Schweiz bei vielen Projekten beratend unterstützt. Ihm und seinen Mitarbeitern gilt mein herzlicher Dank.

# Vorwort

Die Zeitzeugen des jüdischen Lebens vor der Schoah werden immer weniger, die Zeit der Menschen, die etwas darüber erzählen können, wird bald abgelaufen sein. Und jene zweite Generation, die noch etwas darüber weiß, wird auch bald nicht mehr sein. Bleibt also nur mehr das geschriebene Wort, das Nachgeborenen die Möglichkeit gibt, sich mit diesem Thema zu befassen und wenigstens darüber zu lesen. Vielleicht wird künftig der eine oder andere in den Bibliotheken stöbern und das eine oder andere Buch finden, das ihn berührt. Vielleicht wird er oder sie dann auch auf mein Buch stoßen.

Das ist nicht pathetisch gemeint, es ist nur die Überlegung, die mich zum Schreiben gebracht hat. Ich möchte ganz einfach festhalten, was damals passiert ist, wie es war – und was man den Menschen angetan hat.

Schon einmal, vor etwa zehn Jahren, habe ich ein Buch herausgegeben: „Der Untergang von Kosow und Zabie“ – darin hat mein Onkel Jehoschua Gertner den Untergang der von vielen Juden bewohnten Ortschaften Zabie und Kosow in Galizien beschrieben, und ich habe darin meine eigene Überlebensgeschichte geschildert. Auch damals habe ich mir nicht nur die Frage gestellt, warum gerade ich davongekommen bin – sondern habe mich vor allem gefragt: Wie konnten Menschen so etwas machen?

Seit der Schoah ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Ich habe in der ganzen Welt Erfahrungen gesammelt; ich habe geschäftlich mit sehr vielen verschiedenen Leuten zu tun gehabt, ich habe auch viele Menschen näher kennen gelernt. Und ich kann nicht sagen, dass die Menschen heute anders sind, als sie es damals waren. Ich bin mir auch nicht sicher, ob sie sich heute anders verhalten würden, als sie sich damals verhalten haben. So kann ich nur hoffen, dass so etwas wie die Schoah nicht wieder geschehen kann – aber meine Hand würde ich dafür nicht ins Feuer legen.

Um so etwas zu sagen, braucht man kein großer Geschichtsphilosoph zu sein – und ein solcher bin ich auch nicht und möchte ich auch nicht sein. Ich bilde mir nicht ein, mehr zu sein, als ich eben bin: Danek Gertner, der Junge aus dem Dorf in den Karpaten, der damals das Studium hat abbrechen müssen, der sich durchgeschlagen hat im Leben,

und der es dann doch zu etwas gebracht hat – immerhin so weit, heute anderen Menschen helfen zu können.

In diesem Buch gehe ich, anders als bei meinem ersten, auch ausführlich auf die Geschichte der Firma Gertner ein, die sich seit den ersten tastenden Versuchen im Nachkriegs-Wien zu einem internationalen Unternehmen entwickelt hat und an deren Messeständen in Moskau sich die gesamte politische und ökonomische Elite der damaligen Sowjetunion ein Stelldichein gegeben hat. Leider ist mein Bruder nicht mehr am Leben, und leider habe ich – schon vor längerer Zeit – einen Großteil meiner Aufzeichnungen vernichtet. Vieles muss ich also aus dem Gedächtnis rekonstruieren, aus Fotoalben oder mit Hilfe ehemaliger Mitarbeiter.

Ich schreibe dieses Buch nicht aus Eitelkeit. Ich möchte damit ganz einfach nur ein Zeichen dafür setzen, dass es dieser mörderischen Maschinerie vor mehr als fünfzig Jahren nicht gelungen ist, die Juden für alle Zukunft zum Verschwinden zu bringen. Da ist einer aus einem kleinen galizischen Dorf, der es zu etwas gebracht hat, und so wie ich haben auch andere ihre Existenz wieder neu aufgebaut. Ich möchte damit aber auch zeigen, was man damals ausgelöscht hat in dieser Welt und was diese Menschen, die man damals vernichtet hat, vielleicht alles hätten leisten können – denn es waren sicher viele darunter, die mehr hätten schaffen können als ich oder andere Überlebende.

Und noch eines möchte ich zeigen: Dass wir uns nicht haben unterkriegen lassen, trotz allem, was man uns, was man mir angetan hat. Sie haben meine ganze Familie ausgelöscht, sie haben mich durch Lager gejagt und durch Ghettos, und ich war bereits im Zug ins Vernichtungslager. Man hat mich gehetzt wie einen Verbrecher, wie ein Tier. Das will ich zeigen: Dass man mich doch nicht untergekreigt hat, dass ich überlebt habe und dass ich nach diesem Desaster in meinem Leben noch etwas habe erreichen können.

Was ich erreicht habe, das soll nicht allein meinem Luxus, das soll auch anderen dienen, Bedürftigen in Israel, in Österreich – und auch in Galizien, wo ich geboren wurde. Und damit schließt sich auch der Kreis. Denn in diesem Gefühl, für die Schwächeren verantwortlich zu sein, war mir ein Mensch stets Vorbild: mein Vater, dem diese Haltung in seinem ganzen Leben selbstverständlich gewesen ist. Und ich folge dem Weg von zuhause.



# 1. In der alten Heimat – ein trauriges Wiedersehen

Das riesige Reich der Sowjetunion ist mir alles andere als unbekannt. Meine jahrzehntelange geschäftliche Tätigkeit hat mich nicht nur immer wieder nach Moskau geführt, sondern auch in die entlegensten Provinzen und Regionen – bis hin nach Sibirien, in den Kaukasus und an die alte Seidenstraße. Aber – ob bewusst oder unbewusst: um meine ursprüngliche Heimat in Galizien habe ich immer wieder einen großen Bogen gemacht.

Im Jahr 1989 habe ich mich sehr leer gefühlt: Meine Frau war gestorben, sie fehlte mir; und auch der gewohnte Stress war nicht mehr da, denn geschäftlich hatte ich mich schrittweise zurückgezogen; die wirtschaftliche Lage nach den Reformen Michail Gorbatschows und den dramatischen Veränderungen in der Sowjetunion hatte sich auch auf unser Unternehmen ausgewirkt – Zeit für einen Richtungswechsel: Und so übernahm mein Neffe Alexander die Leitung der Firma Gertner. Gemeinsam mit ihm machte ich im Oktober 1990 eine kleine Reise über Budapest nach Lemberg; wir wollten uns in der Ukraine ein Geschäft, das jemand an uns herangetragen hatte, genauer anschauen. Aber dabei sollte es nicht bleiben. Denn auf dieser Reise habe ich mich spontan entschlossen, meine alte Heimat wiederzusehen – und damit auch, meiner eigenen Vergangenheit wieder zu begegnen.

Am 1. Oktober 1990 flog ich mit meinem Neffen Alexander nach Budapest, und von dort fuhren wir mit dem Schlafwagen nach Lemberg. Am Bahnhof erwarteten uns bereits unsere Geschäftsfreunde mit einem Wagen, und auf der Fahrt ins Hotel machten sie mit uns noch eine kleine Rundfahrt, eine Art Sightseeingtour. Am Abend bin ich dann mit meinem Neffen zu Fuß durch die Stadt gegangen. Ich habe ihm die Straßen gezeigt, durch die ich vor vielen Jahren gegangen bin. Im Großen und Ganzen war die Innenstadt noch so wie früher, nur eben viele Jahrzehnte nicht instand gehalten und renoviert. Wir spazierten zur Oper und zur griechisch-katholischen Kathedrale und zu dem Haus, in dem einst das hebräische Gymnasium



untergebracht war. Wir gingen dann noch ein Stückchen die Kazimierzowska entlang, wo das Gefängnis „Brygitki“ gewesen ist, und schließlich an der Universität vorbei zurück zum Hotel.

Am nächsten Tag brachen wir dann von Lemberg aus auf – hinein in die Karpaten. Und nach einem eintägigen Aufenthalt in Novy Rozdol, wo wir eine Fabrik besichtigten, ging es auf die eigentliche Reise in die Vergangenheit: Wir fuhren durch den Wald Scheparowce – unweit



*Danek Gertner 1990 in Zabie*

von Kolomea, wo man die Juden aus Kolomea, soweit man sie nicht schon ins Lager verschleppt hatte, erschossen hat. Wir haben uns unterwegs auch kurz in Otynia aufgehalten – in jener Ortschaft, wo ich in 1942 aus dem Zug hinausgesprungen bin und vor den Nazis flüchten konnte. Dann sind wir nach Kolomea und von Kolomea über Jablonow und Pistyn nach Kosow weitergereist.

Kosow schaut ganz anders aus, als ich es in Erinnerung habe. Im Zentrum der Stadt hat man Großbauten hochgezogen, und dort, wo

damals das Rathaus und die Mädchenschule gestanden sind, ist alles niedriger geworden. Auch das Haus, das unserer Tante bzw. unserem Onkel gehört hat, existiert nicht mehr; heute stehen dort moderne Betonklötze inklusive Fußgängerzone.

Wir gingen zu dem Haus, wo unser Onkel Jakob, seines Zeichens Arzt und Bürgermeister, seine Ordination gehabt hat. Ich hielt immer wieder einige Bauern auf und fragte sie, ob sie den Namen „Gertner“ kennen. Die meisten haben Nein gesagt, doch ich habe immer nachgefragt, ob ich es auch mit einem Einheimischen zu tun habe – bis ich auf zwei gestoßen bin, die etwas wussten. Der erste war ein gewisser Tymiak. Als ich dem sagte, dass ich einen Onkel in Kosow hatte, den

Dr. Jakob Gertner, war er ganz begeistert und erzählte, dass er einst bei ihm gearbeitet und ihn sehr gut gekannt hatte. Er sagte, Dr. Gertner sei ein wunderbarer Mensch gewesen – und ein fantastischer Arzt: wenn jemand kein Geld für Medikamente gehabt hat, hat er sie ihm umsonst gegeben. Wir haben auch noch einen gewissen Bibluk getroffen, einen älteren Mann und ebenfalls vom Ort, der meinen Onkel auch gekannt hat – und unsere ganze Familie.



*Alexander Gertner mit seinem Onkel im  
Nachtzug nach Lemberg*

Ich bin dann zum Friedhof weitergegangen und schaute mir die Gräber an. Ein Gutteil des Friedhofes ist seit nicht allzu langer Zeit mit Einfamilienhäusern überbaut, und dort traf ich einen Ukrainer und fragte ihn, ob er hier wohne. Er bejahte, und da fragte ich ihn: „Stört das nicht in der Nacht?“ – „Wieso soll es stören?“ – „Wissen Sie nicht, es gibt eine Sage, in der es heißt, wenn die Toten gestört werden, also, wenn einer am Friedhof baut oder sich dort ansiedelt, dann kommen sie nach fünfzig Jahren jede Nacht und klopfen an die Fenster.“ Da sagte er: „So, das habe ich nicht gewusst. Aber bei mir ist nichts, niemand klopft an.“ Ich ließ ihn nicht aus: „Rechnen wir zusammen: Die Toten sind aus dem Jahr 42, heute haben wir das Jahr 90. Das heißt, wir haben die fünfzig Jahre noch nicht ganz erreicht. Erst wenn es genau fünfzig Jahre sein werden, wird sich zeigen, ob man Sie in der Nacht in Ruhe lässt, oder ob die Toten kommen.“

Ich erkundigte mich dann bei dem Ukrainer, wo der zweite Friedhof liege – die Grabstätte der von den Nazis ermordeten Juden. Er meinte, oben auf dem Berg gebe es diesen alten Friedhof noch. Wir sind dann hinaufgestiegen und oben bei zwei kleinen Umzäunungen, vielleicht sechs mal sechs Meter groß, stehen geblieben. Dort sind mehr als zweitausend Juden begraben, die am 16. und 17. Oktober 1942 erschossen worden sind. Und es war auch eine Tafel da, und neben der Tafel standen zu beiden Seiten Vasen mit Blumen, schon ein bisschen verwelkt, aber man sah – die hat jemand hingestellt, da pflegt jemand das Grab zumindest gelegentlich. Auf der Tafel aber konnte man lesen: „Hier liegen sowjetische Bürger, die Opfer des Faschismus, die von den Deutschen erschossen worden sind.“ Das Wort „Jude“ stand nicht da.

Wir fuhren weiter nach Zabie, das jetzt Werchowina heißt. Ich wollte in das kleine Haus gehen, in dem wir gewohnt haben, nachdem uns die Russen 1939 enteignet hatten und wir unser erstes, großes Haus hatten verlassen müssen. Ich ging zuerst ins Nachbarhaus, dort wohnt jetzt ein gewisser Jura Korczuk, und den habe ich auch wieder gefragt, ob er die Familie Gertner kennt. Und der war daraufhin ganz aufgeregt und sagte, er habe unsere Familie sehr gut gekannt – ich erinnere mich noch, wie mein Neffe Alexander darüber ganz überrascht gewesen ist. Dann fragte ich, wer jetzt in unserem Haus wohnt,



und er sagte: ein gewisser Germaniuk. Wir sind dann zu unserem Haus daneben gegangen, aber es war niemand zu Hause.

Von dort sind wir ins Zentrum gefahren, und auch da habe ich die Leute aufgehalten und gefragt, ob sie den Namen „Gertner“ kennen. Und auch die haben Nein gesagt – bis ich einen älteren Mann getroffen habe, der voller Freude rief: „Ja, selbstverständlich kenne ich den Namen Gertner“, und der mir gezeigt hat, wo einmal unser Heim



*Danek Gertner auf Besuch bei der Familie Epelboim*

gewesen ist: Heute steht da ein moderner Großbau der Gemeindeverwaltung.

Ich habe mich dann erkundigt, ob in der Ortschaft noch Juden leben, und man hat mir gesagt: Ja, es gab bis vor kurzem noch drei Juden da, aber einer, ein gewisser Wiener, ist vor kurzem gestorben. Jetzt lebt da noch ein Herr Funt und ein Herr Epelboim, ein Zugereister. Ich bin dann zu Epelboim gegangen und habe mich mit ihm unterhalten. Er hat mir gesagt, dass alle Juden weggezogen seien und dass nur er und Funt, ein Fotograf, noch übrig sind. Er hat

mich telefonisch mit Funt verbunden, den ich noch aus der Zeit vor dem Krieg kannte, und der sagte mir, dass er beabsichtige, noch vor Jahresende nach Israel zu übersiedeln.

Wir fuhren weiter, und zwar in Richtung Zabie-Ilcia – jenen Teil von Zabie, wo man 1942 die Juden erschossen hat. Dort habe ich eine Bäuerin nach dem Massengrab der Erschossenen gefragt, und sie hat uns gesagt, dass es mitten im Wald liege. Wir sind dann noch bei einem



*Der verwahrloste Friedhof von Zabie*

Bauernhaus stehen geblieben, ich habe den Bauern gefragt, ob er ein Einheimischer ist, er sagte Nein, er komme aus einem Nachbarort. Aber unseren Namen kannte er sehr gut, und er war sofort bereit, mit uns in den Wald zum Grab zu gehen.

Das Grab war eine umzäunte Grasfläche, mit einem etwa sechs mal fünf Meter langen Zaun herum, einer rostigen Türe, die offen stand, alles vernachlässigt und verwachsen. Auch dort gab es eine Tafel, auf der stand: „Hier liegen die sowjetischen Bürger, Opfer des Faschismus, die 1942 von den Deutschen erschossen wurden“. Und wieder kein einziges Wort über die jüdischen Opfer.



## 2. Ein Stetl in Galizien

Zabie, das galizische Dorf, aus dem wir stammen, liegt in den Karpaten am schwarzen Fluss Tscheremosch, im Dreiländereck von Ungarn, Polen und Rumänien. Auf der historischen Landkarte findet man Zabie einmal in der alten k.u.k. Monarchie, einmal in der Ukraine und dann wieder in Polen. Das Zentrum des Dorfes jedenfalls war stets Zabie-Slupejka, und dort ist auch unser Elternhaus gestanden.

Zabie war nicht nur das größte Dorf Polens, es war seinerzeit auch das größte Dorf der alten Donaumonarchie: Auf fünfzig Quadratkilometer lebten dort 14.500 Menschen, davon 800 Juden; weiters gab es bei uns Polen und vor allem auch Huzulen, einen Volksstamm, der zu den Ukrainern gezählt wurde, obwohl die Familien sehr polnisch klingende Namen wie Rakovsky oder Janischevsky hatten. Man sagt, die Huzulen hätten sich während der polnischen Aufstände gegen die Russen, die Österreicher und die Deutschen als Flüchtlinge in dieser Gegend angesiedelt; und jedenfalls haben sich die Polen sehr bemüht, diesen Teil der Bevölkerung für sich zu gewinnen. Während aber die Polen großteils als Beamte, bei der Polizei und Grenzwache, als Richter, Ärzte, Anwälte sowie als Gerichts-, Gemeinde- und Postangestellte arbeiteten, waren die meisten Ukrainer Bauern. Sie betrieben Viehzucht – ein schweres Brot im Gebirge – und im Sommer grasten ihre Tiere auf den Bergweiden, von denen viele im Besitz von Juden waren und verpachtet wurden. Der Pachtzins wurde dabei in der Regel nicht mit Geld, sondern mit Brimsen, dem hiesigen Schafkäse, abbezahlt – pro Hektar so und so viele Fässer davon. Dieser Brimsen ist zu einem Exportartikel der Gegend geworden, man hat ihn in viele Städte Polens vertrieben. Auch unsere Familie hatte solch eine Alm und sie war ebenfalls verpachtet.

Neben der Viehzucht arbeiteten die Huzulen als Forstarbeiter in den Wäldern dieser Gegend, und die hatten praktisch nur drei Eigentümer: den Staat, die Stiftung des Grafen Skarbek und den

Grafen Baworowski. Alljährlich im Herbst und im Winter wurde geschlägert und das Holz zum Fluss Tscheremosch gebracht. Im Frühling und Sommer hat man dann Flöße gebunden und darauf das Holz gestapelt. Sobald sich in den beiden Wassersperren Baltagul und Schybene genug Wasser angesammelt hatte, öffnete man sie, und die Transporte fanden ihren Weg und ihr Ziel.

Die Juden dort im Gebirge waren allesamt fleißige, hilfsbereite und anständige Menschen – und das nicht nur ihren eigenen Leuten gegenüber, sondern auch im Zusammenleben mit ihren huzulischen Nachbarn. Sie haben ebenfalls vor allem Landwirtschaft und Viehzucht betrieben – und daneben Holzhandel. Der spielte sich in der Regel so ab: Man kaufte bei einem der drei oben erwähnten Eigentümer eine bestimmte Anzahl von Festmetern am Stamm. Sodann traf man mit einem huzulischen Unternehmer, einem Koron, die Vereinbarung über Schlägerung, Floß-Bindung und Verschiffung über den Tscheremosch bis zu den Sägewerken von Sniatyn-Salutsche oder anderswohin. Parallel dazu traf man Vereinbarungen mit jenen Frächtern, die die geschlägerten Stämme vom Wald bis zum Fluss hinunter zu führen hatten. Für diese und die vorhin erwähnten Arbeiten gab es eine ganze Reihe von spezialisierten jüdischen Unternehmern.

Unter den Juden und den Huzulen gab es auch eine beträchtliche Zahl von Handwerkern: pelzverarbeitende Kürschner wie auch Künstler, die mit Perlmutter intarsierte Gegenstände herstellten. Aber auch zwei jüdische Ärzte und ein jüdischer Anwalt lebten in Zabie, dem Stetl in Galizien, wo ich geboren worden bin.

### **Ein glückliche, unbeschwerte Kindheit**

Ich erinnere mich, dass wir ein gepflegtes Zuhause hatten – und unsere Mutter hat auch sehr hart dafür gearbeitet. Sie musste alles allein machen. Wir haben zwar viel Personal gehabt – es waren immer siebzehn oder achtzehn Angestellte bei uns –, aber da war ja nicht nur die Landwirtschaft, da gab es auch das Hotel und das Restaurant, das unsere Eltern geführt haben. Und weil unser Vater vor allem dauernd von der Verwaltung und von anderen geschäft-



*Die Eltern, Zelda und Elieser Gertner, mit den Söhnen  
Schimek, Danek und Mirek*



lichen Angelegenheiten in Beschlag genommen war, hatte meine Mutter im Betrieb selbst sämtliche Entscheidungen zu treffen, auch im Restaurant, angefangen beim Einkaufen und beim Kochen. Aber sie hat das gut bewältigt, obwohl sie vier Kinder und dazu die Landwirtschaft zu versorgen hatte.

Bei uns am Hof gab es Pferde, Kühe und natürlich Hunde, sechs waren es sogar. Für die Pferde war Piniusiak Wasilij zuständig, ein älterer Mann, der einen Schnurrbart gehabt hat wie der polnische Marschall Pilsudski. Er hat sich besonders um uns Kinder angenommen, und wenn wir ausreiten wollten, hat er uns immer ein Pferd zur Verfügung gestellt.

Wir waren vier Geschwister, vier Brüder: der Älteste war Arie, 1916 geboren; der zweite war ich, David, genannt Danek oder Dudel, Jahrgang 1919; der dritte, Marian, genannt Mirek, war 1921 und der vierte, Simon, genannt Schimek, 1922 geboren. Unsere Mutter war immer für uns da: Von der Früh, wenn wir aufgestanden sind und sie sich um unser Frühstück gesorgt hat, bis zum Abend, wenn wir nachhause gekommen sind. Sie war auch in späteren Jahren immer sehr glücklich, wenn wir in der Urlaubszeit nach Zabie gekommen sind; und sie hat uns auch öfters besucht, wo immer wir vier Brüder später in der Schule oder Hochschule gewesen sind – ob in Kosow, in Lemberg oder in Kolomea, sie ist immer wieder zu Besuch gekommen und hat uns auch immer etwas mitgebracht.

Eigentlich muss ich sagen, dass wir mit der Mutter damals enger verbunden waren als mit unserem Vater, weil sie sich mehr um uns gekümmert und mehr mit uns befasst hat. Dabei hat sie es mit uns vier Buben und dann mit der ganzen Verwandtschaft sicher nicht immer leicht gehabt. Es war meist ein wilder Haufen, aber sie hat das alles mit viel Geduld bewältigt und enorm viel geleistet, unverhältnismäßig viel im Vergleich zu heutigen Umständen. Wenn ich mir das so überlege, kenne ich heute kaum eine Frau, die so viel leistet, wie unsere Mutter geleistet hat. Ich bin ihr ewig dankbar für alles, was sie für uns getan hat. Und so war es für mich auch ein Schlag, den ich lange nicht verwunden habe, als ich 1942 ins Ghetto von





*Ein seltenes Familienfoto um 1925. (V.l.n.r.) Onkel Jeboschua, Vater Elieser; Tante Zelcia, Großvater Isaak, die Onkel Jakob und Schimon; vorne: Mirek, Danek, Schimek und Arie*

Kolomea gekommen bin, meine Mutter gesucht habe – und sie nicht finden konnte. Aber davon später mehr.

Ich möchte noch ein bisschen unser Dorf schildern. Im Großen und Ganzen hatten wir keine Probleme mit der örtlichen Bevölkerung. Es wohnten da ruhige, anständige, biedere Menschen, die arbeitsam und korrekt waren, und ich kann mich an keine unangenehmen Erlebnisse erinnern. Unser Vater, der die Kultusgemeinde in Zabie gegründet hat, war nicht nur in der jüdischen Gemeinde, sondern auch bei den Nichtjuden ein angesehener Mann – und man hat ihn auch zum Vizebürgermeister gewählt. Wie sehr man ihn und meine Mutter geschätzt hat, hat sich aber vor allem später gezeigt, in der Zeit der Verfolgung, da hat man uns sehr geholfen. Freilich auch schon früher: Da haben

wir zum Beispiel ein Dienstmädchen aus der Gegend gehabt, das Paraska hieß und um das sich unsere Mutter persönlich sehr angenommen hat – und so ist sie auch nach ihrer Heirat, weil sie kinderlos geblieben ist, später oft zu uns gekommen und hat uns Kinder weiter betreut.

Wir Kinder haben später das ganze Jahr über, mit Ausnahme der Ferien, nicht zu Hause gelebt. Aber wenn wir dann in den Ferien nach Hause gekommen sind, waren wir sorglos und ausgelassen und hatten eine gute Zeit. Wir haben reiten und schwimmen können, und wir durften auch auf dem Fluss mit den Flößen fahren. Wir haben uns immer gefreut, wenn wir alle da waren, und zudem kamen dann immer auch noch andere Kinder aus unserer großen Familie zu Besuch.

### **Jüdisches Leben – wie es nie mehr sein wird**

Ich möchte gerne auch über das jüdische Leben in Zabie und Umgebung ein wenig erzählen. Wie schon erwähnt, lebten zirka 800 Juden in Zabie. Doch Zabie war ein richtiges Dorf, kein typisches Stetl – wenn auch mit den gewissen Eigenschaften eines Stetl-Lebens. Was heißt das konkret? Im Stetl hat es zum Beispiel das ungeschriebene Gesetz einer sozialen Fürsorge gegeben. Da hat es keine Verordnungen gebraucht, es war alles perfekt eingeführt und alle Aufgaben waren ganz natürlich aufgeteilt. Es gab Leute, die sich um die Armen gekümmert haben, und wieder andere, die sich der Witwen und Waisen angenommen haben. Und ein anderer Teil der Gemeinde sorgte sich um die Organisation des Schulwesens. Vielen Leuten wurden auch private Kredite gewährt, damit sie sich Werkstätten errichten konnten, das waren Heimwerkstätten, die vielen Familien erst das finanzielle Überleben ermöglichten. Zum Beispiel gab es Familien mit vier bis acht Kindern, die haben sich Webstühle aus Holz gebaut und Teppiche verschiedenster Art und Qualität gewebt, oder es wurden Pullover und Westen gestrickt. Bessergestellte und sozial eingestellte Firmen haben dann Woll-Lager – unter anderem auch in Wien – eingerichtet, und so sind Kleinunternehmen entstanden, die zwi-

schen den beiden Weltkriegen eine florierende Hausindustrie in Kosow aufbauten und den Leuten ein gutes Einkommen brachten.

Vieles von der sozialen Struktur in Zabie ist von unserem Vater eingeführt worden. Trotz seiner vielen Geschäfte und Interessen – von seiner Huzulen-Sammlung werde ich noch erzählen – hat er nie auf die sozialen Pflichten eines Stetl-Bewohners vergessen. Wenn die Feiertage vor der Tür standen – ob es Pessach (Ostern) oder Rosch Haschana (jüdisches Neujahrsfest) war –, setzte er sich hin und bereitete eine ganze Reihe von Kuverts vor. Und dann sind die Unterstützungsbedürftigen des Dorfes gekommen, und der Vater hat jedem ein Kuvert gegeben. Das haben wir immer beobachtet, und als ich einmal meinen Vater gefragt habe, was er denn da eigentlich tue, hat er mir gesagt: „Schau’, wir verbringen einen schönen Jontef (Feiertag) in einer angenehmen Umgebung – und das gleiche sollen auch diese Menschen haben.“

Eine Woche oder zehn Tage vor den Feiertagen hat sich dann der Vater angezogen, hat einige Kuverts in die Tasche gesteckt und ist weggegangen. Ich habe ihn gefragt: „Vater, wo gehst du hin?“ Und er hat darauf immer geantwortet: „Ich sag dir doch, du bist noch nicht reif genug.“ Nach einer gewissen Zeit aber, als ich mit der Fragerei nicht nachgelassen habe und schon älter gewesen bin: „Jetzt sage ich dir, wohin ich gehe. Ich gehe zu den Ärmsten der Armen. Ich gehe zu denen, die lieber hungern, als zu betteln, und die bescheiden zu Hause sitzen. Manche von ihnen würden vor Hunger sterben, aber nie ihre Hand ausstrecken – und denen muss man etwas bringen. Das ist unsere Pflicht – das muss man lernen und das darf man nie vergessen. Und egal, wo du einmal landen wirst und wohin du gehen wirst, daran sollst du immer denken: Wenn du am Schabbat Fleisch auf deinem Tisch hast, dann Sorge dafür, dass der andere es auch hat.“ Das ist mir immer in Erinnerung geblieben, und ich bemühe mich bis heute, danach zu handeln.

Mein Vater hat immer gewusst, wer Hilfe braucht. Da war bei-



spielsweise eine Frau, von der man nicht genau wusste, ob sie verwitwet war oder nicht; jedenfalls galt ihr Mann als im ersten Weltkrieg verschollen, aber es gab Gerüchte, wonach man ihn in Russland gesehen hatte, aber niemand wusste, was tatsächlich mit ihm geschehen war. Diese Frau hatte einen Sohn und eine Tochter, und mein Vater hat beide Kinder unterstützt: die Tochter konnte nach ihrer Ausbildung als Schreibkraft bei einem Rechtsanwalt arbeiten, und der Sohn war zunächst bei einer Holzfirma angestellt, bildete später in der Türkei Holzarbeiter aus – und weil er von dort nach Palästina fliehen konnte, hat er die Schoah auch überlebt und wir haben ihn nach dem Krieg in Jerusalem wiedergesehen.

Und noch etwas kann ich bei dieser Gelegenheit erzählen. Ungefähr alle drei Monate ist eine Gruppe von Bettlern nach Zabie gekommen – und das hat sich dann folgendermaßen abgespielt: Der Älteste unter ihnen, ihr Anführer gewissermaßen, ist zu meinen Vater gekommen und hat gesagt: „Reb‘ Elieser“ – das war der Vorname meines Vaters – „hier bin ich, was können Sie mir geben?“ Und der Vater hat ihm einen gewissen Betrag für die ganze Gruppe gegeben, und er hat dann auch noch bei seinen Bekannten für die Bettler gesammelt und jeder von ihnen hat auch brav seinen Beitrag geleistet. Und dann ist die Bettlergruppe auf den Friedhof oder irgendwohin an den Fluss gegangen, sie haben sich hingesetzt und Karten gespielt, und sie haben getrunken und gegessen. Und jedes Mal, wenn einer gegeben, also eine Karte gezogen hat, hat er gerufen: „Hop auf Balebatem“ – was soviel heisst wie: „ein Hoch auf die Spender“. Das war bei denen so üblich, und das ist bei uns in der Familie dann als geflügeltes Wort erhalten geblieben – „Hop auf Balebatem“.

Unser Vater hat bei seinem Großvater mütterlicherseits, dem berühmten Rabbiner Sokol aus Marianpol, die jüdische Lehre studiert und die Smicha erlangt, also die Erlaubnis, als Rabbiner zu lehren. Aber seine Frömmigkeit hatte nichts Fanatisches, er hat immer gesagt, er ist nicht der Polizist Gottes, jeder Mensch und auch jeder von seiner Familie könne außerhalb des Hauses



machen, was er will - nur zuhause müsste er sich an die Weisungen der Religion halten. Und das haben wir auch alle so befolgt.

## **Schabbat: Ruhetag und religiöse Besinnung**

So lebten wir in einer ruhigen und freundlichen Atmosphäre. Man hat einander gut verstanden, hat gut zusammengearbeitet, alles war von einer positiven Grundstimmung geprägt. Die ganze Familie ist auch immer wieder bei uns zusammen gekommen. Für Onkel Jehoschua, den jüngeren Bruder meines Vaters, war es fast schon obligatorisch, die Feiertage mit uns zu verbringen, und auch andere Tanten, Onkel und deren Kinder kamen oft zu uns - nicht nur zu den jüdischen Festlichkeiten, sie haben auch immer wieder den Sommer oder die Winterferien bei uns verbracht. Oft sind bei Tisch zwanzig, dreißig und mehr Personen gesessen, das war ganz selbstverständlich, dass man die Verwandten, vor allem die, die sich sonst nur wenig leisten konnten, eingeladen hat. Es war ein offenes Haus, wer kommen wollte, war herzlich willkommen, und meine Eltern haben geradezu darauf bestanden, dass Angehörige zu den Feiertagen oder im Urlaub zu uns kommen - vor allem auch mit ihren Kindern. Und so waren wir immer von vielen Freunden und Familienmitgliedern umgeben - von all den uns lieben Menschen, die bis auf wenige Ausnahmen in der Schoah umgekommen sind.

Aber es hat auch sehr harte Zeiten im Ort gegeben - nicht zuletzt winters, wenn große Kälte herrschte und meterhoch Schnee lag. Ich kann mich noch an das Jahr 1929 erinnern, da war es im Winter furchtbar kalt war und enorme Mengen Schnee waren gefallen, und in der Gegend waren Wölfe, die auch Menschen angefallen haben. Damals hatten viele Bauern kein Futter mehr für das Vieh, und nicht wenige sind zu unserem Vater gekommen, dass er ihnen etwas Futter abgibt - meistens hat er es ihnen geschenkt, weil wir gut situiert waren und genug Vorräte hatten.

Doch abgesehen von solchen schlimmen Zeiten - in denen auch Diebstähle und Raubüberfälle vorgekommen sind -,



*Der Kosower Tempelchor im Jahre 1935*

herrschte im Stetl friedlich-arbeitsames Treiben – mit Ausnahme des Schabbats. Denn die Schabbat-Ruhe und die Feiertage sind damals wirklich eingehalten worden. Am Freitag um zwei Uhr Mittag ist einer der jüdischen Dorfpolizisten von Kosow mit einem Holzhammer durch die Straßen gegangen und hat an die Türen der Geschäfte, die noch offen waren, geklopft und mit lauter Stimme gerufen: „Juden, Juden, macht die Geschäfte zu, der Schabbat kommt!“

Das war die erste typische Szene in Vorbereitung des Schabbat. Das Nächste war, dass eine halbe Stunde später viele Frauen mit Töpfen und Reindeln durch die Stadt gelaufen sind, in denen sie das in Handtücher eingewickelte Essen zum Bäcker gebracht haben, der es im Ofen warm halten sollte bis zum samstäglichem Mittagessen – bis zum berühmten Tscholent also – einem Eintopf mit Bohnen, Kartoffeln, Gerstel und – falls man es hatte – mit geräuchertem Rindfleisch. Der Tscholent war traditionell die einzige

warme Speise am Schabbat, weil man ja an diesem Tag nichts frisch kochen durfte. Und die dritte Szene, die man im Stetl zu dieser Zeit beobachten konnte, zeigte dann die männlichen Bewohner, die in Kaftans oder in langen Sakkos, oft von der Arbeit grau und staubig, mit einem Packerl unter dem Arm ins „Schwitz“, also in die Mikwa, ins Bad, eilten. Nach einer Stunde oder gar erst nach eineinhalb Stunden sind dann ganz andere Menschen wieder herausgekommen. Nichts war mehr von grauen Bärten oder verschmutzten Hemden – da gab es nur leuchtend helle Bärte, frische Haare unter dem Hut, und strahlend weiße Hemden blitzten in der Nachmittagssonne.

Am Donnerstagnachmittag aber spielte sich das meiste Leben am Markt ab, denn da wurde für den Schabbat eingekauft. Es gab Holzbottiche mit lebenden Karpfen, Stände mit Fleisch und verschiedenen landwirtschaftlichen Produkten für das Festmahl. Und es gab auch einen jüdischen Stadtdieb, der oft Fische gestohlen hat. Den hat einmal einer vor dem Bottich erwischt und ihm folgendes geraten: „Chaim, ich möchte dich auf eines aufmerksam machen: Entweder du stiehlest einen kleineren Fisch oder du kaufst dir einen längeren Kaftan. So wie du den Fisch versteckst, guckt er aus dem Kaftan hervor!“ Dieser Vorfall hat sich in der Stadt schnell herumgesprochen – und man hat dem Armen dann immer zugerufen: „Chaim mit dem kurzen Kaftan!“

Jeden Freitagabend konnte man sehen, wie die Leute nach dem Dampfbad fein herausgeputzt zum Beten gegangen sind. Und auch am Schabbat in der Früh ist man immer zum Beten gegangen. An Wochentagen hat es in der Früh keinen Minjan gegeben – also jene zehn Männer, die zum Gemeinschaftsgottesdienst erforderlich sind. Aber dafür waren am Feiertag die Gottesdienste sehr schön in Zabie. Wir hatten immer einen Vorbeter, den der Vater engagiert hat – und der hat uns mit seiner schönen Stimme und den vertrauten Melodien richtiggehend verzaubert. Die zwei mächtigen Gebete zu Jom Kippur – dem höchsten Feiertag des Jahres – nämlich das Kol Nidrei-Gebet zu Beginn und das Nile-Gebet zum Schluss – waren wirklich herzerreißend. Und auch



viele Nichtjuden haben sich draußen an die Fenster der Synagoge gestellt und den Gesängen und Gebeten gelauscht.

\*\*\*

Ich muss auch von dem Rabbiner in Kosow, von Chaim Hager, erzählen. Er stammte aus der berühmten Rabbinerdynastie Hager, die ihren Ursprung bei Jakob Kopel Chused hatte, der wiederum der Lieblingsvorbeter von Israel Ben Elieser – genannt Bal Schemtow, abgekürzt Bescht – war. Einer seiner Vorfahren hat sich in Kosow angesiedelt und hier auch das erste Rabbinat gegründet. Aber der erste amtierende Rabbiner ist sein Sohn Menachem Mendel gewesen, der auch eine Anzahl religiöser Bücher und Abhandlungen verfasst hat. Von Kosow aus hat diese Dynastie dann ihre Söhne in andere Gebiete Polens geschickt, so dass man diesem Rabbinergeschlecht in Polen oft begegnet ist.

Unser Rabbiner Hager war sehr beliebt und volkstümlich. Jeder konnte zu ihm kommen, sich mit ihm unterhalten und bei ihm seine Sorgen und Wehwehchen abladen. Manche hinterließen diskret eine Spende – aber er war auch sonst für alle mit seinen Ratschlägen gegenwärtig. Von ihm ist eine Anekdote überliefert, die einem wohl Grund zum Nachdenken geben kann.

Am einem Freitagmorgen kommt eine Frau mit einem Huhn zu ihm und fragt ihn, ob das Huhn für den bevorstehenden Schabbat auch kosher sei. Und weil es am Flügel verletzt ist, lautet das Urteil „nicht kosher“, und der Rabbi meint, sie solle es verschenken. Zwei Stunden später kommt eine andere Frau mit ihrem Huhn zu ihm, und er sagt: „Ja, es ist kosher, du kannst es kochen und essen.“ Die Frau geht weg – und da fragt der Schammes, der Gehilfe des Rabbiners: „Rabbi, wie kann das sein? Das erste Huhn hatte den gleichen Fehler wie das zweite – ich hab sie mir genau angeschaut –, und Sie sagen einmal ‚nicht kosher‘ und einmal ‚koscher‘?“ Darauf Rabbiner Hager: „Ja, du hast dir nur die Hühner angeschaut, ich aber habe mir auch die Frauen angeschaut. Die erste war die Frau des Müllereibesitzers, die kann es sich leisten, zehn Hühner zu schlachten. Die zweite war die arme Frau des Belfers, des Cheder Lehrers (Cheder ist die jüdische Vorschule für



Buben ab drei Jahren), die haben vier Kinder – wenn die das Huhn wegschmeißen muss, dann hat sie kein Stückchen Fleisch für die Kinder und ihre Familie am Schabbat. Dein Urteil darf nicht nur den Gesetzen der Thora, es muss auch den Gesetzen der Menschlichkeit folgen. Und du musst die Verantwortung übernehmen – für dein Urteil und für die Menschen.“

## **Tourismus in Zabie: Unser Hotel und seine Gäste**

Die „Herberge Gertner“, die im „Illustrierten Führer durch Galizien“, der noch knapp vor dem Ersten Weltkrieg in A. Hartleben's Verlag (Wien und Leipzig 1914) erschienen ist, in den höchsten Tönen gelobt wird, ist von unserem Großvater gegründet worden. Und mein Vater hat die Tradition dieses erfolgreichen Hauses dann fortgesetzt. Er hat aber nicht nur sämtliche damit zusammenhängende Verwaltungsagenden erledigt – zusätzlich zum Hotel und der Gastwirtschaft hat er, dank seiner guten Beziehungen und Verbindungen mit den Behörden in Warschau und mit Persönlichkeiten der österreichischen Regierung, auch noch andere Geschäfte abschließen können. So erhielt er etwa den Liefer-Auftrag für den Bau des astronomischen Observatoriums am Pop Iwan, einem 2026 Meter hohen Berg an der Grenze zwischen Ungarn und Polen. Er lieferte Zement, Eisen und vieles andere, was für diesen Bau nötig war, und als sich herausstellte, dass es dort in der Gegend keinen Sand gab, hat er das sehr geschickt so organisiert, dass er von seinen Arbeitern Steine zu Schotter und Sand zerkleinern hat lassen und so die Baustelle beliefern und damit ein sehr gutes Geschäft machen konnte.

Ich möchte aber auch ein wenig die Art des Tourismus von damals schildern. Die Gäste unseres Hotels setzten sich aus sehr unterschiedlichen Gruppen zusammen. Ein Teil waren Studenten, die mit dem Rucksack ein bis zwei Wochen ins Gebirge gegangen sind. Die zweite Gruppe waren Touristen, die regelmäßig im Sommer nach Zabie kamen, richtige Sommerfrischler, darunter Universitätsprofessoren und Schriftsteller, aber auch Wissenschaftler, die Land und Leute näher studieren wollten und

A. HARTLEBEN'S ILLUSTRIRTER FÜHRER No. 66.

# ILLUSTRIERTER FÜHRER DURCH GALIZIEN.

VON  
DR. MIECZYŚLAW ORŁOWICZ UND DR. ROMAN KORDYS.

MIT EINEM ANHANG:  
OST-SCHLESIEIN.

VON Dr. JOHANN KOTAS UND Prof. JOSEF LONDZIN.

MIT 11 VOLLBILDERN, 103 TEXT-ILLUSTRATIONEN, 3 KARTEN  
UND 2 PLÄNEN.



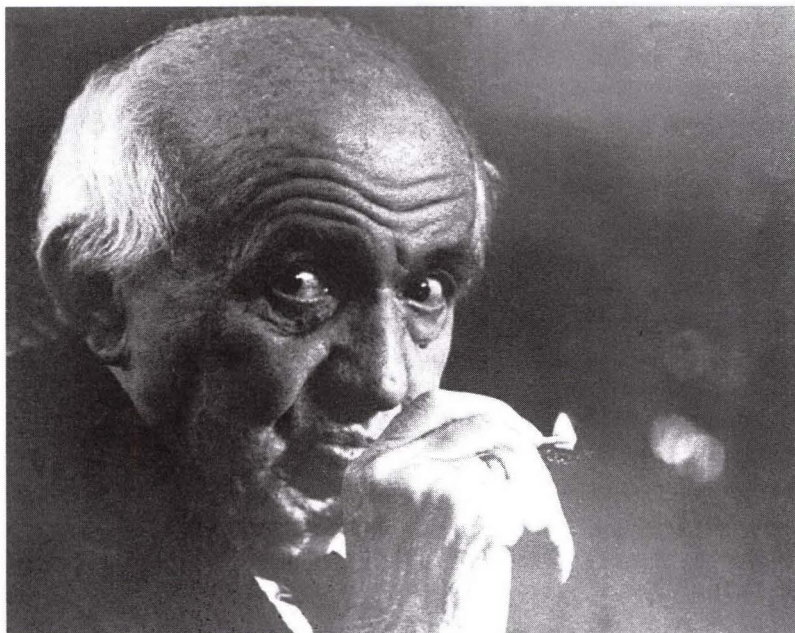
WIEN UND LEIPZIG.  
A. HARTLEBEN'S VERLAG.  
1914.  
(ALLE RECHTE VORBEHALTEN.)

*Eine Empfehlung für frühe Touristen: die Herberge Gertner*

dafür ausgedehnte Wanderungen unternommen haben. Mit manchen konnte mein Vater auch persönliche Beziehungen anknüpfen, vor allem mit dem bekannten polnischen Schriftsteller Dr. Stanislaw Vincenz, aber etwa auch mit Prof. Hans Zbinden, dem Präsidenten des Schweizer Pen-Clubs aus Bern, mit Prof. Cipriani aus Florenz, Prof. Senechal von der Pariser Sorbonne und Prof. Jakob Parnas aus Lemberg.

Es gab einen Taxiunternehmer, der die Leute entweder in Kosow oder in Worochta an der Bahnstation abgeholt hat. Man hat sich mit uns telefonisch in Verbindung gesetzt, wir haben das Taxi bestellt, ein oder zwei Tage hat man dann bei uns gewohnt und ist anschließend ins Gebirge gefahren. Wir haben für unsere Gäste von den Bauern, meistens Huzulen, Pferde angemietet, manchmal auch ein Fuhrwerk mit einem Viergespann, und ein ortskundiger Huzule hat dann die Gäste oft eine Woche oder zwei ins Gebirge begleitet; übernachtet wurde dort in Schutzhütten oder in verschiedenen privaten Häusern. Wenn die Gäste dann nach Zabie zurückkehrten, waren sie meist begeistert und brachten zahlreiche Fotos mit, die sie in der Gegend gemacht hatten. Diese Form des Tourismus hat sich zu einer echten Tradition entwickelt, durch die Mundpropaganda sind immer mehr Städter gekommen, für die diese Art Urlaub ein echtes Abenteuer war.

An dieser Stelle fügt sich gut eine Episode, die auch die menschliche Art meines Vaters illustrieren soll. Ich habe davon erst viel später erfahren, nämlich als in den 60-er Jahren Dr. Stanislaw Vincenz, einer der besten Freunde unserer Familie, in der Schweiz gestorben ist und mein Bruder Marian und ich zusammen nach Bern zu einem Festakt in die israelische Botschaft gefahren sind. Dort sollte Dr. Vincenz posthum die Yad Vashem-Medaille als einem der „Gerechten“ verliehen werden – die höchste Auszeichnung, die der Staat Israel an nichtjüdische Menschen für die Hilfe und Rettung von Juden während der Schoah vergibt. Da traten zwei ältere Herren an uns heran, stellten sich vor – beide waren Universitätsprofessoren in Zürich bzw. Lausanne – und sagten: „Sie sind die Herren Gertner aus Zabie? – Wir haben Ihren



*Dr. Stanislav Vincenz: Literat und Lebensfreund der Familie*

Vater sehr gut gekannt. Wir waren Bekannte von Dr. Vincenz, unsere Eltern waren mit ihm befreundet und als junge Studenten sind wir auf Empfehlung von Dr. Vincenz nach Zabie gekommen. Es hat damals schrecklich stark geregnet, wir waren völlig durchnässt und haben gebeten, in einer Scheune übernachten zu dürfen, um am nächsten Morgen weiterzugehen. Das war an einem Freitag. Herr Gertner hat uns ein gemütliches Zimmer mit zwei Betten gegeben und uns zum Freitagabend-Schabbat-Essen an seinen Tisch geladen. Wir haben uns dann sehr bedankt, und Herrn Gertner zu verstehen gegeben, dass wir uns das hier gar nicht leisten könnten. Aber er hat darauf nur gemeint: ‚Macht nichts, ihr seid unsere Gäste, und jeder, der von Dr. Vincenz empfohlen wird, ist bei uns willkommen und kann hier essen und schlafen.‘ Als wir Samstag früh ins Gebirge weiter wollten, hat er uns streng



gemustert und gesagt: ‚Hergestellt seid ihr nicht, ihr könnt überhaupt kaum gehen, eure Füße sind wund und eure Beine geschwollen. An einem Feiertag wie dem Schabbat lässt man keine Gäste weggehen. Ihr müsst schon bis Samstag Abend bei uns bleiben.‘ Doch am Samstag Abend hat er wieder gemeint: ‚Am Abend werdet ihr nicht gehen!‘ – ‚Gut‘, haben wir gesagt, ‚morgen Früh gehen wir.‘ Als wir uns aber dann in der Früh verabschieden wollten, meinte Herr Gertner wiederum: ‚Ich mache keinen Unterschied zwischen dem Schabbat und dem Sonntag. Der Sonntag ist euer Feiertag, euer Ruhetag. Das heißt, ihr bleibt bei mir auch über euren Schabbat, und Montag früh lasse ich euch gehen.‘ So gastfreundlich ist uns Eurer Vater begegnet – und das ist uns in Erinnerung geblieben, das haben wir nie vergessen. Als wir jetzt gehört haben, dass die Söhne des Herrn Gertner zur Ehrung des legendären Dr. Vincenz in die Botschaft nach Bern kommen, da haben wir unbedingt auch dabei sein müssen: Wir wollten Sie sprechen – und Ihnen dieses Erlebnis erzählen.“

Die innige und dauerhafte Freundschaft meines Vater mit Stanislav Vincenz entstand zunächst aus dem gemeinsamen Interesse an den Huzulen. Beide Männer waren auf ihre Weise Experten auf diesem Gebiet, Dr. Vincenz etwa war ein Kenner lokaler Legenden, in denen es um huzulische Räuberbanden geht, vor allem um Oleksa Dobosch Wataschok, dessen Bande angeblich sogar freundschaftliche Kontakte zu Baal Schem Tow hatte, der in unserer Gegend gelebt und den Chassidismus begründet hat. Dr. Vincenz hat uns auch immer wieder außerordentliche Persönlichkeiten ins Haus gebracht, er hatte hervorragende Kontakte in die höchsten Regierungskreise und nicht zuletzt dadurch konnte mein Vater verschiedene Regierungsaufträge übernehmen.

### **„Typen“, die man nicht vergisst**

Ich erinnere mich noch gut an verschiedene Menschen in Zabie. Nicht nur an die Geschäftsleute der Stadt, mit denen unsere Familie ein gutes Einvernehmen hatte, oder an den polnischen

Rechtsanwalt Dr. Szpunar, der ein sehr korrekter Mann war – sondern auch an bestimmte Typen der lokalen Bevölkerung. Da war z. B. der Pole Czaszynski, der für die Straßenaufsicht zuständig war und seine Aufgabe vor allem darin sah, schon am Vormittag mit dem Saufen anzufangen und am Nachmittag mit dem Fahrrad herumzufahren. Meist ist er dann irgendwo umgefallen und liegen geblieben, bis er wieder aufgewacht ist oder jemand die Polizei verständigt hat, die ihn schließlich zur Ausnüchterung in die Polizeistation brachte. Da gab es auch einen gewissen Hanslich, der war für die Kontrolle des Wasserablaufes und des Flusses zuständig. Hanslich, ein Deutschstämmiger, dessen Polnisch einen ziemlichen Akzent hatte, war ein stattlicher Mann, sein armes Pferd konnte ihn kaum tragen – aber wenn er einmal zwei, drei Tage nicht in der Stadt war, wurde immer über seine zierliche Frau gemunkelt, die es angeblich mit verschiedenen jungen Leuten trieb. Das ganze Dorf hat davon gesprochen, aber Hanslich schien das nicht zu stören – jedenfalls ist es unwahrscheinlich, dass er davon nichts gewusst hat. Als die Nazis gekommen sind, ist er verschwunden, wahrscheinlich nach Deutschland, wo er sich eine bessere Position verschaffen konnte – wir haben nie mehr etwas von ihm gehört. Und dann gab es den Dudek, auch er zuständig für die Reinheit und die Kontrolle des Flusses – und der hat sich mir gegenüber später sehr anständig benommen, als ich 1942 auf dem Weg in die Emigration für eine Nacht nach Zabie gekommen bin, um in der Nacht meine Wertsachen und Devisen auszugraben.

Schöne Kindheitserinnerungen verbinde ich auch mit meiner Zeit in Kosow. Dort bin ich in die Volksschule gegangen und habe bei Tante Zelcia gewohnt. Zu dieser Zeit war Onkel Jakob Bürgermeister in Kosow. Er war der einzige jüdische Bürgermeister Polens, trat aber später auf Drängen der Warschauer Regierung wegen seiner politisch-zionistischen Aktivitäten ab. Er hatte gemeinsam mit noch einigen jungen Leuten aus unserer Gegend in Wien studiert und von dort nicht nur das Fußballspiel mitgebracht und bei uns eingeführt, sondern

auch seine zionistische Überzeugung, für die er dann die hiesigen jungen Menschen zu begeistern suchte. Onkel Jakob war als Bürgermeister und als Arzt bei allen beliebt, sowohl in den jüdischen als auch in den nichtjüdischen Kreisen. Wenn nötig, gab er seinen Patienten das Medikament umsonst, und wenn er sah, dass es im Haus eines Kranken nichts zu essen gab, hat er diskret noch etwas Geld zurückgelassen. Er hat später von sich aus das Amt des Bürgermeisters zurückgelegt, war dann in Kosow bis zum Kriegsausbruch als Arzt weiter tätig und angesehen – und ist im Krieg wie alle anderen umgekommen.

In Kosow hatte ich noch einen anderen Onkel, den Onkel David, dessen Spitzname Dudik gewesen ist. Dudik war ein kleines, drahtiges Männlein, mit einem Bart und sehr fromm. Er war Unteroffizier in der k.u.k. Armee gewesen und hat sich schon deshalb sehr stramm gehalten. Vor allem aber hat er sich am Schabbat um die Versorgung der Armen gekümmert, ist jeden Freitag in der Früh um fünf Uhr zum Bäcker gegangen, hat die Barches – die traditionellen Striezel – geholt und diese dann mit seinem Enkel Buzio den Menschen, die sich das selbst nicht leisten konnten, gebracht. Das Gleiche hat er schon Donnerstagabend mit Fisch und Fleisch gemacht, er hat also die Versorgung der Armen komplett organisiert. Seine Aufgabe war es auch, sich um die Bettler, die nach Kosow kamen, zu kümmern. Er hat das Geld bei den wohlhabenden Juden gesammelt und es dann an die Bettler verteilt, die deshalb nicht aufdringlich von Haus zu Haus gehen mussten – was auch für sie nicht so beschämend und verletzend war.

Es gab einige Hotels in Kosow, darunter das Hotel Weiser. Über dieses Hotel gibt es eine lustige Geschichte, die über Generationen weitererzählt wurde. Ein reicher Bauer kam einmal mit zwei Ochsen nach Kosow und verkaufte sie auf dem Markt. Am Abend hatte er im Hotel Weiser ausgiebig gegessen und getrunken, war dann schlafen gegangen – und in der Früh ist das Geld weg gewesen. Er ging zur Polizei, und die hat gleich alle verhört: den Eigentümer des Hotel Weiser, den Oberkellner und den stadtbekannten Dieb. Der Richter fragte den Bauern, wie viel Geld



er denn gehabt habe. 5.000 Zloty, erklärte der, und zwar in lauter 100-er Scheinen, also 50 Hunderter. Darauf wandte sich der Richter an die drei Festgenommenen und wollte wissen, wie viel jeder von ihnen genommen hatte. Es stellte sich heraus, dass der stadtbekannte Dieb Motke am wenigsten, der Oberkellner etwas mehr bekommen hat – alles andere war beim Herrn Weiser gelandet. Darauf fragte der Richter: „Sagt, meine Herren, wie ist das möglich? Ihr habt doch gleich geteilt?“ Sagt der Dieb: „Ja.“ Da wollte der Richter wissen, wie denn dann das vor sich gegangen wäre, und da sagte der Dieb: „Der Herr Weiser hat sich hingestellt und hat in der Runde von uns dreien gesagt, mir ein Hunderter, dir ein Hunderter, dir ein Hunderter und mir ein Hunderter, mir ein Hunderter, dir ein Hunderter, dir ein Hunderter usw. So hat der Herr Weiser praktisch das Dreifache bekommen.“ Der Richter hat keine lange Geschichte daraus machen wollen und gesagt: „Ich verteile an euch gleich weiter so.“ Und er begann auszuteilen zwischen den dreien: Dir einen Monat Haft und dir einen Monat, und dann wieder dir einen Monat und dir nochmals einen Monat. So hat der Herr Weiser gleich dreimal soviel wie die anderen aufgebummelt bekommen.

### **Vier Brüder auf der Schulbank – Bildung als hehres Ziel**

Auf Bildung ist in unserer Familie immer viel Wert gelegt worden. Mein Bruder Arie hat die ersten zwei Volksschuljahre in Zabie verbracht, danach die Volksschule in Kosow besucht und ist von dort dann nach Stanislau ins hebräische Gymnasium gewechselt. Nachdem man dieser jüdischen Schule das Öffentlichkeitsrecht entzogen hatte, fuhr er nach Lemberg und absolvierte dort das Gymnasium. Danach hat er Medizin studiert, kam 1939 als promovierter Arzt zurück und arbeitete dann bei Dr. Serwacki, einem hervorragenden polnischen Arzt, der die Poliklinik in Zabie leitete. Wir konnten leider nur wenig Zeit miteinander verbringen, nur wenn er in den Sommer- und Winterferien nach Hause kam. Ich selbst war bis zur vierten Klasse Volksschule in Kosow und dann auf dem



Gymnasium in Lemberg, wo ich auch die Technische Hochschule besucht habe. Mein Bruder Mirek hat in Kowel die Wirtschaftshochschule absolviert und war später Wirtschaftsprüfer. Und auch Schimek, der jüngste, konnte noch 1940 am Gymnasium in Kolomea maturieren.

In Kosow gab nicht nur das angesehene Gymnasium, die Kinder und Jugendlichen wurden auch von den zionistischen Organisa-



*Vier unbeschwerte, fröhliche Buben: Arie, Schimek, Mirek und Danek*

tionen bildungsmäßig betreut. Schon mit drei Jahren lernten alle Kinder schreiben und lesen, viele zuerst nur jiddisch, dann aber auch polnisch und deutsch. Es war daher nicht ungewöhnlich, dass einige Burschen aus dem Stetl zum Studium nach Wien gefahren sind. Meist hat sich eine kleine Gruppe zusammengefunden, die dann gemeinsam in die Reichs- und Residenzstadt der k.u.k. Monarchie gefahren ist. Bei so einer Gruppe war auch unser Onkel Jakob dabei, der dann als promovierter Arzt nach Kosow zurückgekommen ist. Zu seinen Kollegen gehörte damals auch Josi Maier aus dem etwa acht Kilometer von Kosow gelegenen Kutu, der später nach Palästina gegangen ist und dort die Kupa Cholim, die staatli-

che Krankenkasse, mitbegründet hat. Er hat auch das Spital Meir in der israelischen Stadt Kfar Saba geleitet. Ebenfalls aus Kutý stammte sein Studienkollege Berl Locker, der einer der berühmtesten Zionisten Europas geworden ist. Und aus Zablotow, achtzehn Kilometer von Kosow gelegen, kam der Sohn eines Rabbiners, der später weltberühmte Schriftsteller und Romancier Manès Sperber.

Ich bin Manès Sperber, der zuerst Sozialist und später Kommunist gewesen ist, Ende der 60-er in Köln begegnet, wo ich gerade geschäftlich zu tun hatte. Er hatte sich mittlerweile schon vom Kommunismus abgewandt. Damals kannte ich ihn nicht, und schon gar nicht wusste ich, dass er ein Kommilitone von Onkel Jakob wie auch von unserem Vater gewesen war, der ebenfalls in Wien studiert hatte. Ich war eben dabei, mich im Hotel Excelsior an der Rezeption einzuchecken, und der Angestellte fragte bei dieser Gelegenheit nochmals laut nach, wie ich heiße, ob man Gertner mit e und nicht mit Umlaut a schreibe, und ließ sich schließlich noch meinen Geburtsort buchstabieren. Darauf sprach mich ein kleiner Herr mit einer dunklen Baskenmütze, der neben mir stand, plötzlich an: „Entschuldigen Sie mein Herr. Dürfte ich Ihnen eine Frage stellen?“ – „Fragen kann man immer stellen“, lachte ich, „sie werden nur nicht immer beantwortet.“ Daraufhin stellte er sich als Manès Sperber vor, von dem ich schon einige Bücher wie z. B. „Die Wasserträger Gottes“ oder „Wie eine Träne im Ozean“ mit großer Teilnahme gelesen hatte. Ich meinerseits brauchte mich nicht mehr vorzustellen, er hatte ja mein Gespräch mit dem Portier mitgehört. „Deshalb habe ich Sie auch angesprochen. Denn ich habe in Wien studiert und war mit einigen Freunden aus Kosow und Zabie dort zusammen. Einer davon war ein gewisser Jakob Gertner, der war auf der medizinischen Fakultät. Dann gab es noch den Berl Locker, Josi Maier und Eliezer Gertner. Sagen Ihnen die Namen etwas?“ – „Ja, natürlich“, erwiderte ich, „Eliezer Gertner war mein Vater, Jakob Gertner mein Onkel, und die anderen beiden kenne ich auch.“

Darauf machte mir Sperber den Vorschlag, mit ihm nach Bonn zu einer Gedenkveranstaltung für das Novemberpogrom 1938 – die sogenannte „Reichskristallnacht“ – zu fahren, dabei hätten wir Zeit, uns ausführlich zu unterhalten. – „Sehr gerne, für mich ist es eine

Ehre“. „Keine Komplimente bitte“, meinte er, und wir fuhren am nächsten Tag gemeinsam nach Bonn. Im Präsidium war neben Manès Sperber der damalige Oberbürgermeister von Berlin, Pfarrer Heinrich Albertz, der sehr kritisiert worden ist, weil er Mitglieder der Baader-Meinhoff Terroristengruppe aus Deutschland ausgeflogen hatte. So entwickelte sich an diesem Abend eine lebhaft Diskussions um die Themen Widerstand, Revolutionäre und Attentate. Ein etwa 40-jähriger Mann aus dem Publikum begann sich dabei über die Vorgangsweise der deutschen Behörden aufzuregen und erklärte, es sei furchtbar schlimm, was man jetzt, in einer zivilisierten Welt, mit Andersdenkenden tue – wobei er auf die Selbstmorde, die in den Gefängnissen passiert waren, anspielte. Und Pfarrer Albertz stand auf und bestärkte ihn noch: „Liebe Freunde, ihr habt vollkommen recht, man macht mit diesen Leuten das, was man seinerzeit mit den Juden gemacht hat.“ Daraufhin schaltete sich Manès Sperber ein: „Sehr geehrter Herr Professor Albertz, ich möchte Ihnen sagen, dass es eine Frechheit und Unverschämtheit ist, hier unschuldige Menschen, deren einzige Schuld es war, eine jüdische Mutter gehabt zu haben, mit jenen Menschen zu vergleichen, die sich im Namen einer Ideologie dazu hergeben, Greise und Kinder zu ermorden! Ich sehe nicht ein, wie man so etwas vergleichen kann. Diesen Massenmord an unschuldigen sechs Millionen Menschen kann man mit überhaupt nichts vergleichen!“

Auf diese Wortmeldung hin lenkte Albertz sofort ein, sagte, er hätte das nicht so gemeint und bat um Verzeihung. Sperber meinte noch, man müsse künftig eben ausführlicher über dieses heikle Thema diskutieren – und damit war die Debatte zu Ende. Wir sind dann nach Köln ins Hotel zurückgefahren und haben zusammen einen Kaffee getrunken. Sperber war sehr nachdenklich geworden und sagte: „Ich weiß nicht, wie weit sich die Menschen ändern – aber die Welt hat sich bis jetzt nicht verändert.“ Bei dieser Gelegenheit hat er mir auch erzählt, dass ihm der Name Gertner nicht nur von den Studienkollegen her ein Begriff war, sondern dass sein Großvater seinerzeit schon Rabbiner in Zabie gewesen war.



## Die Eliezer-Gertner-Huzulensammlung

Unser Vater war ein begeisterter Sammler schöner Dinge. Zuerst galt sein Hauptinteresse den Judaica, doch die hat es nur sehr spärlich bei uns gegeben. Er kannte aber einen gewissen Miccio Zagajski in Warschau, der die umfangreichste und schönste Judaica-Sammlung in Polens Hauptstadt besaß und in dessen Kollektion es auch die schönsten Brith Mila-Messer gab, jene kleinen Goldmesser für die rituelle Beschneidung von Buben am achten Tag nach der Geburt. Zagajski war es auch, der den Vater dazu animiert hat, sich mit den kunstvollen Arbeiten der Huzulen zu beschäftigen und so begann er bereits in den frühen 30-er Jahren diese Objekte zu sammeln und wurde zum Besitzer einer umfangreichen Huzulen-Sammlung. Und so wurden dann fünf huzulische Einwohner von Zabie angestellt, die zu den einzelnen Bauern ins Gebirge gegangen sind und dort viele Exponate zusammengekauft haben – wobei mein Vater sehr darauf geschaut hat, dass keine gestohlenen Sachen aus orthodoxen Kirchen darunter waren. Schließlich hat er die unterschiedlichsten Exponate gehabt: Ikonen aus verschiedenen Epochen, Hinterglasmalerei, Malerei auf Holz und Leinen, einige Bildhauerarbeiten – vorrangig mit Heiligenmotiven –, aber auch eine umfangreiche Waffensammlung, meistens Vorderlader, die noch aus der k.u.k. Monarchie oder gar aus der Zeit der sogenannten Opryschki, der Huzulenräuber aus den Karpaten, stammten und die am Kolben meist intarsierte Initialen hatten. Es gab auch einige aus Holz gedrechselte oder auch handgeschnitzte Behälter, „Rakwa“ genannt, die man dicht verschließen konnte und von den Bauern zum Frischhalten von Brimsen und von Butter verwendet worden sind. Schließlich gab es auch eine Sammlung von Ledergürteln – etwa dreißig Zentimeter breite Gürtel mit geprägten Mustern darauf, wie sie sich die Huzulen umgeschnallt haben wenn sie ins Gebirge, auf die Alm oder in den Wald zu den Holzarbeiten gingen – und von verschiedenen historischen Kleidungsstücken, unter anderem einige Beispiele der typischen Huzulen-Tracht.



Diese außergewöhnliche Sammlung zog nicht nur so manche Gäste aus dem In- und Ausland an, einige Objekte sind auch in mehreren Kunstbüchern erwähnt worden. Und ich selbst erinnere mich auch noch gut an einzelne Stücke – an Hinterglasbilder mit Heiligendarstellungen, an Tafelbilder, an mit Perlmutter inkrustierte silberne Waffen, aber auch an kunstgewerbliche Gegenstände: Leuchter und Ledergürtel, künstlerisch gestaltete Gefäße und vielerlei andere Gegenstände der huzulischen Kunst. Und mich wundert nicht, dass viele unserer Besucher von dem „privaten Museum des Herrn Gertner“ und von der Fachkompetenz meines Vaters beeindruckt gewesen sind.

Was mit der Sammlung geschehen ist, kann ich nicht genau sagen. Ich weiß nur, dass mein Vater vom polnischen Verteidigungsminister, General Kasprzycki, der jedes Jahr Gast in unserer Herberge war, darauf angesprochen wurde, doch einige Exponate für die im Jahr 1939 in New York stattfindende Weltausstellung zur Verfügung zu stellen. Kasprzycki war einer der Schirmherren dieser Ausstellung, und mein Vater hat sich auch bereit erklärt, hat bereits Teile der Sammlung zusammengestellt – und hat im Übrigen geplant, die gesamte Sammlung später dem damals im Bau befindlichen Museum von Zabie zur Verfügung zu stellen. Mit diesem Museumsbau war schon 1935 begonnen worden, und Vaters Huzulenkollektion sollte mit seinem Namen und als Dauerleihgabe gekennzeichnet in diesem neuen Museum aufgestellt werden.

Doch es kam ganz anders. Nachdem Hitler und Stalin 1939 in Polen eingefallen und die von den Russen verhängten ersten Einschränkungen und Gesetze in Kraft getreten waren, wurde unserem Vater nahegelegt, seine Kunstsammlung „leihweise“ in das Depot des Dzieduszycki-Museums nach Lemberg zu geben. Er weigerte sich anfänglich, musste aber dem politischen Druck weichen, ließ sich jedoch die Leihgaben als solche schriftlich bestätigen. Leider war dieser Vertrag nicht einmal das Papier wert, auf dem er geschrieben stand. Von Freunden aus Lemberg haben wir bereits wenig später gehört, dass die ganze Sammlung

noch während der Besatzungszeit nach Deutschland, angeblich nach Recklinghausen, geschafft worden war. Aus der sogenannten „Leihgabe“ war eine „Verstaatlichung“ geworden. Später wusste dann niemand mehr, wo all die wertvollen Exponate, all die Ikonen und holzgeschnitzten vergoldeten Leuchter geblieben waren.

Ob es stimmt, dass die Objekte wirklich bei den Deutschen in Recklinghausen gelandet sind, weiß ich nicht. Ich bin der Sache nicht weiter nachgegangen, habe mich nach dem Krieg mit diesen Angelegenheiten nicht weiter befasst, ich hatte genug anderes zu tun. Vor kurzem habe ich durch Zufall erfahren, dass nach dem Auslaufen der Ausstellung in New York ein Teil der Exponate ins polnische Museum nach Chicago verbracht und ein anderer angeblich zurück ins ukrainische Museum geschickt worden ist. Heute gibt es zwar in Zabie bzw. in Kosow eine Huzulen-Sammlung unter dem Namen von Ivan Franko, einem berühmten ukrainischen Dichter und Abgeordneten zum k.u.k. Parlament. Doch diese Sammlung ist ohne große Bedeutung und wohl auch nur ein Fünftel so groß wie jene, die wir einmal besessen haben. Immerhin, sie ist heute praktisch die einzige noch existierende Huzulen-Sammlung.

Im Jahre 2002 erhielt ich ein Buch aus Kosow von einem Autor namens Pelipejko. Er beschreibt darin unseren Onkel, Dr. Jakob Gertner, den Bürgermeister von Kosow, der sich um die armen Leute gekümmert hat. Und er erwähnt auch unseren Vater Eliezer Gertner als den Mann, der die größte und umfangreichste Huzulen-Dokumentation als Privatsammlung in Zabie angelegt hat. Ich glaube aber nicht, dass ich mich jetzt noch mit dieser Angelegenheiten befassen werde. Ich war auf meiner „Reise in die Vergangenheit“ im Jahr 1990 im ukrainischen Museum in Lemberg, und der Direktor, ein Ukrainer aus Kosow, hat mich durch das Museum geführt – die Kunst der Huzulen ist dort aber nur spärlich vertreten. Man hat mir dort auch Kataloge über die Judaica-Sammlung in Kiew und in Lemberg geschenkt. In Lemberg besteht die Judaica-Sammlung aus einigen Thorarollen

und Megilloth, sonst gibt es aber kaum etwas Außergewöhnliches. In Kiew dagegen ist die Sammlung viel umfangreicher – wobei mir in dem Katalog etwas sehr Interessantes aufgefallen ist und ich auch gleich einen gewissen Zusammenhang herstellen konnte: Mein Vater hatte in Lemberg einen Bekannten namens Goldschmied, der eine sehr schöne und große Judaica-Sammlung besaß. Und an dessen vor dem Krieg erschienenen Katalog kann ich mich noch gut erinnern. Nun, der derzeitige Judaica-Katalog aus Kiew ist praktisch ein Ebenbild der Sammlung von Goldschmied und wahrscheinlich wurde sogar der ursprüngliche Katalog zur Dokumentation dieser Sammlung herangezogen. Es besteht für mich kein Zweifel, dass ein Großteil dieser Judaica-Sammlung aus dem Besitz der Familie Goldschmied stammt. Soweit mir bekannt ist, hat niemand aus dieser Familie die Schoah überlebt.





### 3. Unter sowjetischer Herrschaft

Nachdem die Deutsche Wehrmacht Polen überfallen und große Teile davon besetzt hatte, marschierte im September 1939 die russische Armee – damals war die Sowjetunion mit den Deutschen noch verbündet – in Ostgalizien und Weißrussland ein. Die Sowjetsoldaten kamen mit Pferdefuhrwerken, viele auch auf Lastwagen, Marke GAS und ZIL, und bewaffnet waren sie mit Karabinern, auf denen spitze Bajonette blitzten. Kaum waren die Sowjets da, machten sich schon unsere heimischen Kommunisten wichtig und übernahmen alle wesentlichen städtischen Posten. Allerorten gab es nun Versammlungen, bei denen große Reden voll barockem Pathos geschwungen wurden und das Hauptthema die Ausbeutung des Proletariats durch den Kapitalismus und die Befreiung der westukrainischen und weißrussischen Bevölkerung durch die Rote Armee aus dem Joch eben dieses Kapitalismus war.

Als dann über den Zusammenschluss dieser beiden Landesteile mit der Sowjetunion abgestimmt werden sollte, sind viele unserer Bauern gar nicht ins Wahllokal gegangen – was die Russen aber nicht daran hinderte, von einer fast hundertprozentigen Wahlbeteiligung zu reden, wobei die Bevölkerung selbstverständlich geschlossen für den Anschluss an die Sowjetunion gewesen wäre. Alle Einwohner Galiziens erhielten nun russische Pässe, wohlhabenden Juden wie wir allerdings nur Pässe laut Paragraph 11, was eine Reihe von Einschränkungen bedeutete. Dieser Paragraph 11 galt für all jene, die von den Kommunisten als „Kapitalisten“ eingestuft wurden. Wer immer also irgendwie unternehmerisch tätig war, ist bereits ein Kapitalist gewesen, und das hat unter anderem bedeutet, dass man nicht in Grenzgebieten wohnen durfte – und schon gar nicht in halbwegs ansehnlichen Wohnhäusern. So hat es denn nach ein paar Monaten mit dem Konfiszieren der Häuser begonnen, und auch wir mussten umziehen. Dabei hatten wir noch Glück, denn unse-



*Das kleine Haus bei Zabie, in dem die Familie Gertner nach der Vertreibung durch die Sowjets wohnte*

re Eltern besaßen nicht weit von Zabie ein Bauernhäuschen, drei Kilometer von unserem ursprünglichen Haus entfernt, das mein Vater einmal einem Polen, der wegziehen wollte, aus Gefälligkeit abgekauft hatte. Dorthin sind wir dann umgezogen – wobei man natürlich nicht alles dorthin mitnehmen durfte. Uns blieb nur ein Pferd, eine Kuh und ein Teil der Einrichtung, alles andere mussten wir zurücklassen. Aber das hat uns nicht weh getan, schließlich war die Situation für die meisten Menschen noch viel drückender: Die Leute haben praktisch kaum etwas zu essen gehabt, während wir doch zum Glück noch einige Reserven hatten.

### **Musterung für die Rote Armee**

Ich bin dann trotz der Veränderungen zu Beginn meines zweiten Studienjahres nach Lemberg gefahren. Aber unser gesamter Jahrgang musste sich der Musterung für die Rote Armee stellen – und alle wurden für tauglich befunden. So bin auch ich in die

sowjetische Armee rekrutiert worden. Wann der Abmarsch sein sollte, wusste man nicht – aber es hat nicht lange gedauert: Anfang November hat man uns alle einberufen. Wir sind in Viehwaggons gesteckt worden, mit einem kleinen Petroleumofen in der Mitte – und so sind wir einige Tage gefahren. An jeder Station wurde uns heißer Tee und heißes Wasser angeliefert, wir konnten uns waschen, hatten eine Toilette organisiert, und auch das Essen war ausreichend, wenn es auch immer nur Graupensuppe, Schwarzbrot und ein wenig Margarine gab. Jedenfalls waren wir junge, lustige Männer und haben uns, so gut es ging, die Zeit vertrieben.

Drei Tage und drei Nächte lang wurden wir zu unserer künftigen Einheit ostwärts transportiert. Von Smerinka, dem Bahnknotenpunkt an der polnisch-russischen Grenze, ging es weiter, bis wir unser Ziel erreicht hatten: Eine Kaserne in der Stahlwerke-, Kohlengruben- und Eisenerz-Stadt Krivoj Rog im Zentrum des Donetz-Beckens. Tags darauf hatten wir uns gemeinsam in die Badeanstalt zu begeben, wo wir alle zur Desinfektion antreten mussten. Nach einem ausgiebigen Bad erhielten wir Uniformen und Stiefel – und ab sofort war ich Angehöriger einer Fliegerschule mit der Bezeichnung 160 RAP-SCHMAS.

Wir waren ein recht zusammengewürfelter Haufen. Es gab Leute aus der Westukraine bzw. aus Ostgalizien, was das gleiche ist, und manche aus dem polnischen Teil Weißrusslands; aber auch aus den asiatischen Republiken waren Rekruten dabei, und mein Zimmergenosse, der seine Kojе über mir hatte, war ein Tadschike namens Achmed Chaddschemitow. Wir haben uns sehr angefreundet, und er war wirklich ein sehr sympathischer, kultivierter Junge. Ich weiß nichts über sein Elternhaus, aber er war gut erzogen – wie eigentlich alle, schließlich hatten auch alle Abitur und wie ich mit einem Studium an einer Hochschule begonnen. Wir haben uns alle gut verstanden und begannen so zusammen die reguläre Soldatenausbildung. Zuerst gab es die Rekruten- und Schießausbildung, die hat einige Monate gedauert. Darauf folgte die Fallschirmjägerausbildung, in deren Zuge wir – zunächst noch ohne praktische Sprungübungen – vorerst vor allem marschierten und viel von der Gegend gesehen haben. Zum Beispiel die großen



Grubenbau- und Stahlzentren mit ihren Kohlengruben und Eisenwerken, wie ich sie viele Jahre später, als ich durch meine Geschäftsverbindung mit Russland wieder hierher kam, noch in Betrieb gesehen habe.

Unsere Vorgesetzten waren sehr nett zu uns, man hat uns als etwas Besseres betrachtet. Nach allem früher Gehörten hatte ich mir einen strengeren Drill vorgestellt, aber die Offiziere waren wahrscheinlich entsprechend instruiert, uns am Anfang nur mit Glacé-Handschuhen anzufassen. Das hat sich später geändert, und sie wurden sehr streng mit uns – sind aber immerhin wenigstens relativ gerecht gewesen. Es begann dann die technische Ausbildung am Springerturm, hierauf die Ausbildung am Maschinengewehr im Cockpit und schließlich folgte mit den ersten Flügen die Schulung zum Lotsen. Bei diesen Flügen haben wir uns allerdings meistens nach den Getreide- und Maisfeldern orientiert – deshalb nannte man die kleinen Ausbildungsflugzeuge auch Kukurutschnik, in Anlehnung an den Kukuruz bzw. Mais.

Wir haben von dort, wie gesagt, ziemlich viele Märsche in die Gegend rundum gemacht – und da wurde natürlich, wie es üblich war, beim Marschieren auch gesungen, aber dabei habe ich nicht mitgemacht, weil ich keine Stimme zum Singen habe. Auch ansonsten waren wir eher eine mobile Einheit, die alle paar Wochen den Standort gewechselt hat. Einmal hat man uns einwaggoniert, und wir sind nach Cherson am Rande des Kaukasus gefahren. Das war nahe an der Geburtsstadt Trotzky's, dessen Vater ein Großgrundbesitzer mit Pferden, Kühen und einer Landwirtschaft gewesen ist – ein Detail, das man uns vor Ort hat erzählt hat und das wir wie ein Geheimnis gehütet haben, schon allein, weil es lebensgefährlich war, den Namen Trotzky überhaupt zu erwähnen.

## **Odessa und die Babuschka**

Eines Tages wurde ich plötzlich krank, hatte hohes Fieber und wurde zunächst in das Militärlazarett von Kirowograd verlegt und dann in jenes von Dnepropetrowsk. Dort diagnostizierten die Ärzte eine schlimme Form von Malaria, und daraufhin wurde ich



in das Krankenhaus von Odessa gebracht, wo ich – es war im Februar 1941 – sechs Wochen lang lag und sehr aufmerksam und nett behandelt worden bin. Und weil ich immer Pakete von zu Hause bekommen habe, hatte ich auch die Möglichkeit, mich mit Geschenken zu revanchieren.

Im Spital in Odessa habe ich mich mit dem mich behandelnden Arzt, Dr. Jascha Levitin, angefreundet. Dr. Levitin, der im Rang eines Hauptmanns war, erzählte mir, dass seine Eltern nicht in Odessa wohnten und er daher bei seiner Babuschka, seiner Großmutter, logiere. Nach einiger Zeit, es muss im April 1941 gewesen sein, sagte er mir plötzlich, er würde mich gerne zum Abendessen zu seiner Babuschka mitnehmen. Als ich ihn fragte, wie er mich denn aus dem Militärspital herausbekäme, meinte er, er würde mir schon einen Passierschein zu verschaffen wissen. Und er hat mir auch tatsächlich einen Passierschein besorgt und mich zum Abendessen mitgenommen.

Die Babuschka war ebenfalls Ärztin, eine intelligente, sympathische Frau. Sie hat so nebenbei erwähnt, dass ihr Mann nicht daheim sei – wie sich dann herausgestellt hat, war aber ihr Mann nach Sibirien verschickt worden. Ihr Familienname war Levitin und die Adresse war Tschyzsykova 13 – das habe ich mir bis heute gemerkt. Es ist ein sehr netter Abend geworden, und als ich in die Küche schaute, bemerkte ich, dass der Tisch festlich gedeckt war, Fische waren angerichtet und da stand ein Kerzenleuchter. Ich fragte darauf: „Babuschka, ist heute Freitag?“ Und sie erwiderte: „Ja, wusstest du das nicht?“ Ich gestand, dass mir das im Spital total entgangen war, und darauf sagte sie sehr bestimmt: „Es ist Freitag.“ Und ich: „Schabbes-Kerzen?“ – und sie nickte zustimmend. Dann erzählte ich ihr, dass meine Großmutter, meine Babuschka, und meine Mamuschka auch Kerzen für Schabbat anzünden. Also, das hat ihr sehr gut gefallen, und sie hat zu ihrem Enkel gesagt: „Jascha, schau, dass der Danek nach Hause kommt und sich ein bisschen aufpäppeln lassen kann. Er hat eine Menge Gewicht verloren. Er ist Haut und Knochen, und du musst etwas tun, damit er nachhause fahren kann!“ Dr. Levitin sagte:

„Wie kann ich etwas tun? Ich bin nicht Josef Wissarjonowitsch!“ – womit er den damals allmächtigen Stalin meinte. Sie aber insistierte so heftig, dass er versprach, sich der Angelegenheit anzunehmen.

Für die nächste Woche hat sie mich wieder eingeladen, und Dr. Levitin hat mich mit einem Passierschein wieder abgeholt. Und dabei sagte er mir, dass er sich für mich eingesetzt hätte und ich nach Kiew fahren müsse, wo das Hauptkommando und die ärztliche Kommission untergebracht sei. Er deutete auch an, dass er einen zweimonatigen Genesungsurlaub vorgeschlagen habe. Und da habe ich ihm dann, nach allem, was er für mich schon getan hatte, noch eine Bitte vorgetragen – nämlich, dass ich mir sehnlichst wünsche, die Oper in Odessa zu besuchen, deren Architekten auch die Oper in Lemberg gebaut hatten. Er versprach mir, sich um eine Karte und auch um den nötigen Passierschein zu bemühen – der Besuch von Kulturveranstaltungen würde ohnehin gefördert –, und ein paar Tage vor meiner Abreise brachte er mir dann alle Papiere für einen Samstagabend in der Oper von Odessa. Für diesen besonderen Anlass habe ich meine Uniform schön ausgebürstet, habe die blaue Fliegermütze aufgesetzt – und bin in die Oper gegangen.

Nach dem ersten Akt ging ich ins Foyer und sah dort eine Gruppe von Generälen in Damenbegleitung. Ein Offizier kam mir von Fotos aus den Zeitungen, der „Pravda“ und anderen, bekannt vor – und tatsächlich war es der berühmte Politkommissar Kolebjakow, der Kommandant des Bezirkes Odessa, der als politischer Kommissar mehr Einfluss als der militärische Hauptkommandierende hatte. Als ich mich der Gruppe näherte und höflich salutierte, kam er auf mich zu und wollte wissen, wer ich sei: „Melde gehorsam, Herr Politkommissar, ich bin aus Lemberg, ich war Student an der technischen Hochschule und bin jetzt in der Fliegerschule in 160 RAP-SCHMAS.“ Dann habe ich ihm von meinem Spitalsaufenthalt und dem Bemühen für einen Passierschein für die Oper erzählt, die ich so gerne sehen wollte. Daraufhin hat er sich zu den Damen und seiner ganzen Entourage

gewandt und mit sichtlichem Stolz gesagt, da sehe man, wie dem Land die Freiheit gebracht worden sei und seine Bewohner schon in das kulturelle Leben mit einbezogen wären – so weit, dass ein Opernbesuch sogar vom Krankenlager aus möglich gemacht wäre. Dann wollte der Politkommissar auch über meine weiteren Pläne informiert sein, und ich erzählte von meiner bevorstehenden Untersuchung in Kiew und dass ich auf eine Genehmigung für einen Genesungsurlaub hoffe. Daraufhin er zu seinem Adjutanten, er solle alle meine Daten notieren und den Chefarzt von Kiew, seines Zeichens Generalmajor und Vorsitzender der Kommission, über die Angelegenheit informieren. Zu mir sagte der Politkommissar, sein Freund, der Generalmajor, würde mir meinen Urlaub sicher gewähren – so hätte ich auch Gelegenheit, meine Familie wiederzusehen und daheim zu berichten, wie er und seine Gesinnungsgenossen in den von ihnen befreiten Gebieten mit einem Studenten der technischen Hochschule, der in der sowjetischen Armee dient, umgingen. Ich habe mich sehr bedankt und habe dann den Damen die Hände geküsst – was für sie ein sehr ungewöhnliches Erlebnis gewesen ist. Ich bin dann noch allen vorgestellt worden und ein Offizier sollte mich schließlich an die Bar begleiten, um mir ein Getränk geben zu lassen – es dürfe aber nichts Alkoholisches sein, fügte der Politkommissar noch lachend hinzu, weil ich ja noch in Spitalsbehandlung sei.

Ich war noch drei Tage im Spital in Odessa, und als ich dann nach Kiew kam und meine Dokumente ablieferte, erhielt ich sofort für den nächsten Tag einen Termin für die Kommission. Ich bin in eine Kaserne gewiesen worden und dort über Nacht geblieben. Bevor ich mich hinlegte, zog ich mir meine Stiefel aus – während alle anderen nur Schuhe und Wickelgamaschen hatten, hatte ich als Kursant, also als Schüler in der Fliegerschule, polierte Stiefel an –, und als ich in der Früh aufstand, waren die Stiefel verschwunden! Aber zum Glück hatte mir der Dieb wenigstens Schuhe und Wickelgamaschen zurückgelassen, und so zog ich die an. Ich habe mich auch nicht sehr geärgert, denn ich wusste,



wenn ich nun nach Hause käme – würde dort ein zweites Paar Stiefel auf mich warten.

Als ich dann am Vormittag vor die Kommission trat, hat man mich eigentlich gar nicht untersucht. Der Generalmajor sagte nur: „Wir haben deine Dokumente ausführlich geprüft, du bekommst zwei Monate Genesungsurlaub, damit du dich richtig erholen kannst.“ Und ich bin dann gleich mit dem Zug nach Lemberg gefahren, habe dort meine Verwandten besucht, bei denen ich als Schüler am Gymnasium und als Student an Technischen Hochschule gewohnt hatte, und bin anschließend weiter nach Stanislaw, dann nach Kolomea und von dort nach Kosow. Man kann sich kaum vorstellen, wie groß dort die Freude gewesen ist! Mein kleiner Cousin Hesio, der jetzt in Israel lebt, hat sich meine Mütze, die blaue Fliegerkappe, geschnappt und ist damit in der Wohnung und auf der Straße herumgetollt.

### **Im Militärspital: Fieberträume in die Kindheit**

Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit noch einmal auf meinen Aufenthalt im Spital in Odessa zurückkommen – und damit auf einige Eindrücke aus meiner Kindheit. Denn wenn man so in einem Spital liegt, weit entfernt von der Heimat, mit verschiedenen Leuten, jungen wie alten, größtenteils Soldaten und Offizieren verschiedener Nationalitäten – wir hatten dort unter anderem Kaukasier, Armenier, Georgier und Usbeken, sogar ein Mongole war darunter –, da kommt man viel zum Nachdenken, da kommen einem die verschiedensten Gedanken. Und ein Gedanke, der alle anderen überdeckt hat, war: die Heimat – und die Kinderzeit, wie ich sie verbracht habe, was ich so alles gemacht habe, wie sich alles abgespielt hat. So ist die Vergangenheit an mir in meinen Fieberträumen vorübergezogen.

Ich dachte daran, wie wir als Dreijährige bereits in den Cheder gegangen sind, wo wir das Alef Beth, das jüdische Alphabet, gelernt haben. Unser Lehrer hieß Isaak Gugik, das war ein dürres Männlein mit einem Ziegenbart, der ist jeden Tag um acht Uhr früh zu uns



gekommen, im Sommer sogar um sieben Uhr, und hat mit uns gelernt. Bei uns im Hof hat es so kleine Hütten gegeben, und dort hat er mit uns gelernt. Er war den ganzen Tag da, das Mittagessen hat er von unserer Mutter bekommen – und wäre bei uns die Küche nicht koscher gewesen, hätte er nichts angerührt. Es waren da auch die Nachbarkinder dabei, meine Freunde, mit denen ich dann auch in Kosow zur Schule gegangen bin: Anja etwa, die Tochter des Gemischtwarenhändlers, die so alt war wie ich, und deren um zwei Jahre älterer Bruder, der Max geheißen hat.

Im Winter sind wir Freitagnachmittag früher von der Schule nach Hause gekommen, um rechtzeitig frisch gewaschen und gekleidet in die Synagoge zu gehen. Das war also immer zu Sonnenuntergang – Schabbat-Eingang –, und das war je nach Jahreszeit manchmal schon um fünf oder um halb fünf Uhr. Jeder von uns Freunden ist zeitgerecht nachhause gegangen, und anschließend haben wir uns herausgeputzt alle in der Synagoge wieder getroffen.

Mit sechs Jahren sind wir dann in die ukrainische Schule gegangen. Das war eine Schule für Knaben und für Mädchen, und die Lehrer waren Ukrainer und Polen. Wir haben uns da sehr wohl gefühlt und hatten auch ukrainische Freunde, mit denen wir uns sehr gut verstanden haben – und es hat dabei sicher auch eine Rolle gespielt, dass unser Vater auch bei der ukrainischen Bevölkerung sehr geschätzt gewesen ist. Im Sommer hatten wir oft nachmittags schulfrei, und das haben wir auch zu nutzen verstanden: wir haben uns an den Flüssen aufgehalten und sind mit den Flößen gefahren, oft sind wir ins Gebirge gegangen, bis nach Baltagul, wo es eine Wassersperre gegeben hat, und von dort aus sind wir mit den Flößen wieder hinuntergesaust. Es war ein buntes und schönes Kinderleben. Wir hatten viele gleichaltrige Freunde, etwa Stefan, den Sohn eines Verwalters, und die Kinder unserer zahlreichen Verwandten, zum Beispiel denen aus Lemberg. Auch in den Winterferien ist es lustig hergegangen, da sind wir in der Gegend ausgeritten, haben auch den Gästen Pferde zur Verfügung gestellt, und ich habe diese Zeit sehr angenehm in Erinnerung.

In Kosow war ich nicht nur in der Volksschule, sondern auch in der



*Danek als Gymnasiast*

jüdischen Organisation Bnei Akiba, das war die Jugendorganisation der Mizrahi. Geleitet wurde sie von den Söhnen des Inhabers der Buchhandlung Abraham Kreisel, der ein Freund unseres Vaters war und in Kosow den Ruf eines Gelehrten hatte. Er hat von früh bis spät in seinem Geschäft gelesen und studiert und war auf vielen Gebieten bewandert. Unser Vater hat uns damals einen offenen Kreditrahmen bei Herrn Kreisel eröffnet – wir konnten uns dort an Büchern aussuchen so viel wir wollten. Außerdem aber war Herrn

Kreisel uns auch eine Stütze bei vielen Aufgaben, die wir in der Schule nicht bewältigen konnten, er war eine Art Ersatzlehrer. Seine beiden Söhne waren ebenfalls sehr belesen, und auch seine Tochter. Sie hat während der Holocaust-Zeit ein Tagebuch über die Ereignisse in Kosow geführt, doch dieses Buch ist heute verschollen – denn die ganze Familie Kreisel ist damals ausgeraubt und dann umgebracht worden.

Ich hatte auch Schulfreunde aus anderen Kreisen: Fawel Alberg beispielsweise, den Sohn des Fleischhauers, dann noch Jichel Krämer, dessen Vater Schneider war. Und wie gesagt, auch Mädchen waren in unserer Schule, und insgesamt war die Stimmung von Toleranz geprägt.

Als Gymnasiasten in Lemberg haben wir dann auch viele Möglichkeiten zur Unterhaltung gehabt, beispielsweise sind wir im Winter auf den Pohulanka hinaufgefahren, einem Berg in der Nähe von Lemberg, und haben dort unsere Wochenenden mit Schilaufen

verbracht. In Lemberg aber hatte ich außerdem noch zwei Leidenschaften: Das eine war Eis und Halwa, diese orientalische Süßigkeit, eine flockige Mischung aus zerstoßenem Sesam-Samen und Honig, für die ich oft mein ganzes Taschengeld verpulvert habe. Die zweite Leidenschaft war das Kino, und alles Geld, das mir noch übrig geblieben ist, habe ich für Kinokarten ausgegeben. Ich habe jedes Kino in der Stadt gekannt – und als ich jetzt vor zirka zehn Jahren wieder das erste Mal in Lemberg war, habe ich auch sofort alle Straßen erkannt und auch ihre alten Namen noch gewusst.

Lemberg hatte seinerzeit ein jüdisch-intellektuelles gesellschaftliches Gepräge, es gab da ein gutes Theater, viele Kinos, ein Konzerthaus – und nicht zuletzt die sogenannte Panorama-Raclawicka. Das war eine Wandmalerei, ein Landschaftsepos geradezu, das am Wysoki Zamek, dem Schloss oben am Berg, einem beliebten Ausflugsziel, zu besichtigen war und in dem die Maler Jan Styka und Wojciech Kossak die berühmten Kämpfe während des polnischen Befreiungsaufstandes verewigt haben. Die Kämpfer und Schlachten waren dabei sehr realistisch dargestellt, man hatte das Gefühl, mitten im Geschehen zu sein. Das Bild stellte den Kampf der aufständischen Polen gegen die Besatzungsmächte, gegen die Russen, die Deutschen und die Österreicher, dar, und der Mann, der die ganze Armee in Polen angeführt hatte, ist der berühmte polnische Freiheitskämpfer Tadeusz Kosciuszko gewesen. Seine Einheit hat man Kosinäre genannt, und zwar deshalb, weil sie mit Sensen – das Wort Kose heißt auf polnisch Sense – gegen die Besatzungsmächte kämpften. Nach den verlorenen Kämpfen ist Kosciuszko nach Frankreich gegangen und hat zuerst dort und dann in Amerika mit General Lafayette gekämpft.

## **Genesung und letzter Urlaub im Frieden**

Auf der Heimreise in meinen zweimonatigen Genesungsurlaub habe ich in Kosow nur kurz Station gemacht, weil ich so schnell wie möglich nach Hause zu den Eltern kommen und die ganze Familie wiedersehen wollte. Ich bin mit dem Bus aus Kosow in Zabie angekommen und direkt zu dem Häuschen gefahren, das wir



jetzt bewohnt haben, und weil es rund zweieinhalb Kilometer vom Zentrum entfernt gelegen ist, habe ich den Buschauffeur gebeten, bei unserem Haus stehen zu bleiben – und da ließ er mich dann auch aussteigen.

Man kann sich gar nicht vorstellen, wie schrecklich durcheinander alle waren: Meine Eltern dachten, ich wäre schon am Verhungern, weil ich ja ziemlich abgenommen hatte, und versuchten mich aufzupäppeln, wo sie konnten. Und die Freunde sind sehr neugierig gewesen und wollten unbedingt wissen, was ich alles so erlebt hätte.

Am nächsten Tag hatte ich mich beim Militärkommando zu melden, und dort hat man mich geradeheraus aufgefordert, mich mit der Jugend zu unterhalten, ihr vom Leben in der Sowjet-Armee zu erzählen und wie gut man dort behandelt werde – insbesondere in einer Eliteschule wie der, in der ich war. Oder hätte ich irgendwelche Probleme dort gehabt? – Natürlich habe ich alles sofort in höchsten Tönen gelobt und habe dem Offizier, einem Oberstleutnant, versichert, sehr gut behandelt worden zu sein. Nach drei Tagen – ich hatte mir in der Zwischenzeit ein Konzept gemacht – habe ich den Kommandanten dann gesagt, er solle eine Gruppe von jungen Leuten einladen – ich würde auf unserem Grundstück in Zabie ein kleines Picknick organisieren. Jeder solle etwas mitbringen, ich würde Brot und nicht-alkoholische Getränke beisteuern – und dort würde ich über die Verhältnisse in der Armee ausführlich berichten. Und so erzählte ich dann dort von meinen Erlebnissen, einschließlich des Aufenthaltes im Spital, verneinte selbstverständlich die Frage des Kommandanten, ob es irgendwelche Diskriminierungen gäbe und schilderte alles im Superlativ – Negatives zu erwähnen, war ohnehin von vornherein ausgeschlossen.

Ich war Ende März nach Hause gekommen, so konnte ich mit einem Großteil der Verwandten sehr schöne Pessach-Feiertage verbringen – und privat freilich konnte ich da sehr viel mehr erzählen, alles, was sich so in meinem Leben damals abgespielt hat.



Während meines Besuches in Kosow, also am Weg nach Hause nach Zabie, habe ich versucht, Kontakt mit den jungen Burschen aufzunehmen, die mit mir in der Schule gewesen waren. Dabei habe ich erfahren müssen, dass bis auf einen, nämlich Josef Fröhlich, alle in die sowjetische Armee einberufen und in verschiedenen Gebieten Russlands stationiert waren. Das Gleiche habe ich in Zabie gehört, als ich dort mit den verschiedenen Burschen Kontakt aufnehmen wollte.

Wie ich dann zum ersten Mal wieder nach Kosow gekommen bin, Anfang der 90er Jahre, habe ich versucht, etwas über das Schicksal dieser Burschen herauszufinden. In Zabie habe ich erfahren, dass bis auf einen, Froim Wiener, keiner zurückgekommen ist. In Kosow habe ich erfahren, dass Izio Hirschhorn in Perm am Ural geblieben ist und dort eine Russin geheiratet hat. Ein anderer, Fawel Alberg, hat überlebt und ist später nach Amerika ausgewandert. Wo und wieviele meiner vielen Schulkameraden umgekommen sind, konnte ich nicht eruieren. Jedenfalls hatte die gesamte Jugend dort ein trauriges Schicksal: Die einen sind von den Deutschen umgebracht worden, die anderen als Soldaten der Sowjetarmee im Zweiten Weltkrieg gefallen.



## 4. Schoah

Am 22. Juni 1941, ungefähr vier Wochen vor dem Ende meines Genesungsurlaubs, kam dann die Wende: Die Deutschen überfielen die Sowjetunion. Als erstes sind zunächst Ungarn – als Verbündete der Deutschen – zu uns gekommen, das waren aber offensichtlich alte, ausgemusterte Soldaten, und die waren sehr höflich – sie haben nur alles, was nicht niet- und nagelfest war, gestohlen. Wenn sie in ein Haus gekommen sind, dann sind sie in die Zimmer gerannt, haben die Kästen aufgerissen und alles in die Hängetaschen und Säcke, die sie mitgebracht haben, gestopft und manchmal die Sachen sogar unter ihre Hemden gesteckt – unsere Mutter hat bei einem ihr Nachthemd aus einem derart vollgestopften Hemd hervorgezogen. Aber wenn man sie erwischt hat, haben sie nur laut gelacht, als ob nichts gewesen wäre, und haben gesagt: „Bocsánatot kérek- Entschuldigen Sie!“

So war es bei uns bis Ende Juni, im September sind dann die Deutschen einmarschiert. Sie sind in VW-Kübelwagen nach Zabie gekommen, haben als erstes alle wichtigen Positionen, einige Häuser und das Warenhaus von Schirding besetzt, dort die ganzen Vorräte eingelagert – und dann ihre „Aktionen“ zu organisieren begonnen.

Eine solche Aktion hat es dann bereits während der Feiertage (Rosch Haschana) am 16. und 17. Oktober 41 in Kosow gegeben: Man hat rund 2.200 Juden aus Kosow zusammengetrieben und sie auf den Hügel hinter der Moskalowka Brücke gebracht. Dort waren bereits drei Gräben ausgehoben – und da hat man sie alle förmlich hineingeschossen. Unser Bruder Arie, der damals im Spital in Kosow gearbeitet hat, war eines der ersten Opfer dieses brutalen Mordens.

Das war für unsere Eltern und besonders für unsere Mutter ein Schlag, den sie bis an ihr Ende nicht überwinden konnten. Meine Mutter hat sich dann geschworen, jede Woche an seinem Todestag zu fasten, und sie hat daran festgehalten, obwohl sie schon sehr

geschwächt war und unser Vater zum Rabbiner gegangen ist und der sie ausdrücklich angewiesen hat, mit dem Fasten aufzuhören. Aber sie hat trotzdem gefastet und sich richtig geplagt. Sie konnte sich mit dem Tod unseres Bruders nicht abfinden, sie hat sich dann sogar eingebildet, dass er gar nicht tot sei, dass er wieder zurückkommen werde.

### **Onkel Jehoschua berichtet: Das Massaker in Kosow**

Noch ehe die ganzen Gräuel zu uns gelangt sind, musste mein Onkel Jehoschua im unweit entfernten Kosow ein Massaker erleben. Ich zitiere hier seinen Bericht aus unserem gemeinsamen früheren Buch „Der Untergang von Kosow und Zabie“:

Mord war an der Tagesordnung. Eines Nachts wurden zum Beispiel im Städtchen Otnia die dort lebenden Juden von der Gestapo überfallen, ein Teil an Ort und Stelle erschossen, der Rest in verschiedene Lager verschleppt. Und zu Hoschanna Rabba, dem siebenten Tag des Laubhüttenfestes, wurden in Stanislau 11.000 Juden von der Gestapo erschossen. Am gleichen Tag hat die Gestapo in Kolomea einige tausend Juden im Scheperowicer Wald niedergemetzelt. All diese Informationen konnten wir damals nicht verifizieren, zumal es uns unter Androhung der Todesstrafe verboten war, unsere Wohnsitze zu verlassen. Manche meinten sogar, die Christen würden solche Informationen absichtlich verbreiten, um uns permanent unter Angst zu halten und unser letztes Hab und Gut möglichst schnell übernehmen zu können. Verifiziert konnten die meisten dieser Morde erst nach Kriegsende werden, und vielfach hatten die Nazis dafür durch ihre präzise Mord-Buchhaltung die Beweise geliefert.

Am Donnerstag, dem 16. Oktober 1941, um sieben Uhr früh, wurde uns von der deutschen Gendarmerie in Kosow mitgeteilt, dass die Gestapo sechzig bis siebzig junge Männer zur Arbeit requirieren wolle. Bald darauf wurden von der Gendarmerie und der ukrainischen Polizei alle Straßen besetzt, Gestapo-Lastwagen rumpelten daher, hielten an, deren Besatzung sprang forsch aus dem Fonds. Die Deutschen schrien: „Juden hinein!“ Kein Jude



wurde mehr aus der Stadt gelassen. Die Nazi-Schergen gingen nun von Haus zu Haus, vergaßen keines, und sammelten Männer, Frauen und Kinder ein. Bald hatten sie vierhundert Leute beisammen. Der Transportkonvoi mit den brutal Festgenommenen hielt mitten auf dem Marktplatz an, genau gegenüber dem Haus des Rabbiners. Gestapo-Offizier Hubert betrat die Räumlichkeiten unseres Komitees und schrie: „Juden raus!“ Man schleppte uns



*Mahnmal auf dem Berg von Kosow zum Gedenken an  
„sowjetische Bürger, Opfer des Faschismus“*

alle gewaltsam auf den Platz zu den Transportlastwagen. In diesem Augenblick betrat der deutsche Gendarmerie-Kommandant die Örtlichkeit. Er brauche, sagte er, für eine bestimmte Aktion eine Anzahl von Juden. Der Gestapo-Mann möge sie ihm doch abgeben. Die beiden stritten eine Zeitlang herum, bis Hubert der Gendarmerie endlich sechzehn Menschen freigab. Unter diesen war auch ich.

Wir, die Zurückgebliebenen, begaben uns wieder in die Räumlichkeiten des Komitees. Dorthin war uns ein Gestapo-Mann gefolgt, der uns um Stoffe, Teppiche und andere Effekten anging. Hier muss daran erinnert werden, dass in jener Zeit nach wie vor viele Deutsche jüdische Häuser überfielen, beraubten und im Zuge



*Danek Gertner korrigierte mit  
dieser Tafel die Verdrängung des Massakers  
an den Juden*

dieser Handlungen die Bewohner brutal niederschlugen. Aus diesem Grunde hatten wir vom Komitee vorbeugend vielerlei Waren eingesammelt und boten diese, um die Deutschen von ihren brutalen Raubzügen abzuhalten, zum Kaufe an. Auch diesem Gestapo-Mann gaben wir mehr als reichlich, verbanden aber damit die Bitte, die Menschen vor den ständigen Abtransporten zu bewahren. Wir wären im Gegenzug bereit, sagten wir, dafür Pelze, Stoffe, Teppiche und andere Wertsachen aufzutreiben. Da werde sich schon was machen lassen, erklärte er,

jedoch, er wäre dafür nicht zuständig. „Der entscheidende Mann ist der Gestapo-Offizier Goja“, er werde diesen befragen.

Und wirklich tauchte wenig später Goja in Begleitung des Chefs des Sicherheitsdienstes (SD) im Kreis Kolomea, Hertl, auf, und befahl: „Schreibt zwanzig Pelze!“ Der Vorsitzende schrieb fünfzig.

Goja: „Dreißig Teppiche!“ Der Vorsitzende schrieb hundert auf. „Warum schreiben Sie viel mehr auf, als ich sage?“, fragte der Mann von der Gestapo. „Weil“, so der Vorsitzende, „wir noch viel mehr gäben, würden Sie unsere Leute frei lassen“. Die beiden gingen, nachdem sie im Befehlston festgestellt hatten: „Es geht alles in

Ordnung, nur liefern Sie die Dinge bis heute nachmittag um siebzehn Uhr.“

Jeder brachte, was er hatte. Dann gingen wir in die Häuser, sammelten wie gefordert ein. Alle dreißig Minuten erschien Hertl und übernahm die aufgestapelte Ware. Während dies geschah, hörten wir immer wieder Schüsse vom Berg, der sich am Rande der Stadt gegenüber dem Sitz des Komitees befand. „Das sind sicherlich Schreckschüsse?“, fragten wir Hertl verunsichert. Er bestätigte uns in unserer Meinung: „Liefern Sie nur genug, dann wird alles in Ordnung gehen. Das sind ja nur harmlose Schreckschüsse.“

Inzwischen stellte die Gestapo einen weiteren Transport zusammen – mit dreihundert Menschen. Auf den Straßen liefen viele Ukrainer und deren Kinder umher. Man hatte ihnen schulfrei gegeben, um diese „heilige nationale Arbeit“ persönlich miterleben zu dürfen. Ukrainer-Banden brachen jüdische Häuser auf, zerrten deren Bewohner heraus und übergaben sie der Gestapo. Hertl ließ inzwischen seelenruhig weiterhin Wertsachen abtransportieren und meinte nur immer wieder: „Alles geht in Ordnung, so lange ihr anständig liefert.“

Ich traf an jenem Tag einen mir gut bekannten Polen. Er berichtete: „Heute sind bereits sehr viele Juden erschossen worden.“ Ich glaubte ihm nicht. Es war doch völlig unvorstellbar, dass man unschuldige Menschen massenweise umbringen würde. Denn damals wussten wir ja noch nicht, dass die „Endlösung der Judenfrage“ der Deutschen in der Praxis bereits auf Hochtouren lief. Bald allerdings wurde es uns völlig klar: Wenn Menschen von uns „zum Arbeitseinsatz“ abgeholt wurden, wussten wir, um welche Art von „Arbeit“ es sich handelte.

In den Straßen der Stadt tauchten wieder Menschen auf, die sich versteckt gehalten hatten, die aber die Angst um das Schicksal ihrer Angehörigen hinausgetrieben hatte. Wir nahmen sie zu uns in die Räumlichkeiten des Komitees mit, denn hätten die Ukrainer sie erblickt, sie wären umgehend der Gestapo übergeben worden.

Dann wurde es Abend, und wir erwarteten immer noch die Verschleppten zurück. Weiterhin hörten wir Schüsse. Und irgend-



wann begriffen wir, dass Goja uns auf das Bitterste betrogen hatte, nicht nur um unser Hab und Gut, er hatte uns um unzählige Menschenleben betrogen.

Abermals tauchten Hertl und andere Gestapooffiziere auf, um weitere Ware abzuholen. „Wird schon gutgehen!“, sagten sie selbstbewusst. Wenn schon die Männer zum Arbeitseinsatz zurückbehalten worden wären, meinten wir, so hätten sie doch wenigstens die Frauen und die Kinder nach Hause schicken können ... Der Gestapooffizier besänftigte uns: „Ihre Frauen und Kinder sind gut aufgehoben.“ Erst später mussten wir erfahren, dass zu diesem Zeitpunkt sämtliche Frauen bereits erschossen waren. Die Kinder waren von diesen Bestien lebend in die Gruben geworfen worden, weil sie „keinen Schuss Pulver“ wert wären.

Am Abend dieses Tages kam ein Offizier zu uns ins Komitee, zog einen Zettel aus der Tasche, auf dem die Namen einiger reicher jüdischer Häuser geschrieben waren. Wir sollten ihn dorthin führen, meinte er, weil er von dort Wertgegenstände abzuholen gedächte. Natürlich gingen wir mit ihm, wussten wir doch, dass in diesen Häusern viele Juden versteckt waren. Wir hofften, sie durch unsere Anwesenheit retten zu können. Der Deutsche wählte jeweils die kostbarsten Sachen aus und hieß uns, diese einzupacken. Wir ersuchten ihn, uns dabei zu unterstützen, das Leben gefährdeter Juden zu retten. Er meinte, wir mögen die requirierten Sachen alle zur Gestapo schaffen. Dort werde er bei Goja zu intervenieren versuchen. Mit ihm mitgegangen sind dorthin Zusie Schloßberg, Ch. C. Steiner, Dr. Hirsch und sein Schwager, Juden alle, die sich in dieser schrecklichen Zeit mit viel Engagement für ihre Schicksalsgenossen eingesetzt hatten. Sie kamen von diesem Weg zu Goja nie wieder zurück. Gott räche ihr Blut.

Gegenüber dem Gebäude, in dem unser Komitee untergebracht war, lag ein Gasthaus. In diesem hatten die Ukrainer den ganzen Tag lang und in der nun folgenden Nacht laut gesungen, getanzt, gespielt und gesoffen. Und wiederholt hatten einige von ihnen zu unseren Fenstern geblickt und schienen sich zu wundern, dass es uns immer noch gab. Wieder einmal hörten wir sie grölen: „Die Ukraine ist morgen schon judenfrei!“ Und dass die ukrainische



Jugend unter Führung des Bezirkshauptmanns Winicki hunderte Zloty für Schnaps für ein judenfreies Galizien ausgegeben habe. Trunken prosteten sie einander lautstark zu: „Auf weitere hundert Judenschädel!“ Aus den Lautsprechern quoll überlaut Marschmusik. So verhielten sich die Ukrainer stets, wenn wir Juden in Bedrängnis waren. Rund neunhundert Juden hatten an diesem Donnerstag gewaltsam ihr Leben zu lassen.

Am Freitag ging diese „Aktion“ bis tief in die Abendstunden hinein weiter, Schüsse gellten. Auf den Straßen standen in großen Gruppen festlich gekleidete Ukrainer umher, und manch einer brüstete sich lauthals, wieder einen Juden aus einem der Häuser geschleppt zu haben. Wir ersuchten sie, uns doch zu erklären, was denn hier vor sich gehe. Keiner antwortete. Einige wetterten hysterisch: „Hier sind schon wieder welche! Warum bringt man sie nicht gleich zur Gestapo?“ Später erfuhren wir, dass die Gestapo an diesem Tag rund siebenhundert unserer Leute festgenommen und angeblich danach keine weiteren gesucht hatte. Das Aufstöbern von Juden hatten die Deutschen übrigens gerne den sehr willigen Ukrainern überlassen.

Die siebenhundert Festgenommenen waren in den Hof des örtlichen Straßengerichts getrieben und dort eingesperrt worden. Alle, Männer und Frauen, hatten sich nackt auszuziehen, dann suchte man bei ihnen, auch bei den Frauen – selbst an den intimsten Stellen – nach Gold. Tatsächlich hatten manche ihren Schmuck, Brillanten und Gold intim versteckt. Die Gestapo nahm alles an sich und brachte die Menschen auf den Berg nahe der Stadt.

Nikolaj Lefkaljuk, der Leiter des Arbeitsamtes, hatte beim Kreishauptmann Volkmann mit eigenen Augen einen Antrag des ukrainischen Komitees gesehen, in welchem von diesem ersucht wurde, die Juden-„Aktion“ möglichst umgehend durchzuführen. Diesen Antrag hatten folgende Leute unterschrieben: Bezirkshauptmann Winicki und sein Stellvertreter, der Schullehrer Salworowski, Bürgermeister Bojetschko; auch Koschok, Direktor der Molkerei, Frau Schtepurak und Gordezka, die Tochter des Pfarrers Sokolowa.

Ein ehemaliger Sekretär des Bezirkshauptmanns, Kotinski, damals Buchhalter im Kosower Elektrizitätswerk, hat uns später berichtet, dass vor der „Aktion“ am Abend des 15. Oktober um neunzehn Uhr eine gemeinsame Sitzung von Gestapo und ukrainischer Führung stattgefunden habe, bei der die Details der Judenhinrichtungen ausgearbeitet wurden. Nach dieser Konferenz wurde eine bestimmte Anzahl junger Ukrainer dazu angehalten, auf dem Berg riesige Massengräber auszuheben. Danach wurden Gruppen formiert, die am folgenden Tag die Juden zusammentreiben und sie zur Erschießung vor die Gestapo treiben sollten.

Oben auf dem Berg hatten sich bereits am frühen Morgen unzählige Leute – Ukrainer und Polen, vor allem Frauen – versammelt, um bei der Massenerschießung der Juden zuzusehen. Hatte eines der Opfer einen guten Anzug an, oder trug es schöne Schuhe, so wurden ihm diese Kleidungsstücke brutal vom Leib gerissen. Und wenn einer sich gegen diese Vorgangsweise wehren wollte, wurde so lange wild auf ihn eingeschlagen, bis er tot war. Die Namen der ukrainischen Mörder kenne ich nicht. Gemerkt aber habe ich mir die der Polen: Kazimierz Kacinski und Michal Kamienski. Sie raubten jüdisches Vermögen, sie misshandelten Juden und trieben sie zur Hinrichtung.

Nachdem die Deutschen nicht sieben-, sondern neunhundert Juden erschossen, um zwei- bis dreihundert mehr, als sie vorerst geplant hatten, saßen immer noch dreihundert im Gefängnis. Daher begab sich Gestapo-Goja zu seinem Kommandanten, fragte, was er mit dem Rest anfangen solle, zumal er ja bereits mehr Menschen als geplant erschießen hatte lassen. Der Kommandant antwortete ihm, darüber habe die Stadtverwaltung von Kosow zu entscheiden. Tatsächlich hatten zu diesem Zeitpunkt Winicki und Bajetschko längst angeordnet, diese Dreihundert am kommenden Morgen hinzurichten. Noch in der Nacht wurde für sie das Massengrab ausgehoben.

Ukrainische Banden trieben am Donnerstag abermals viele Juden zusammen, so dass bereits am Freitag weitere neunhundert hingerichtet werden konnten. Wir hörten Schüsse bis in den Nachmittag hinein. Am Abend, dem Beginn des Schabbat, zündeten die

Deutschen unsere geliebte Synagoge an. Sie brannte restlos ab, auch der wunderbar geschnitzte heilige Schrein. Den Berg, auf dem unsere jüdischen Brüder und Schwestern erschossen wurden, nannten die Deutschen zynisch „Judenberg“.

Zwei junge Menschen waren dort oben lebendig in die Grube geworfen worden: Simcha Schneider und Anschel Tau. Als sich die beiden – neben den Toten liegend – unbeobachtet wähnten, wollten sie sich mühsam und unter Schmerzen aus dem Staub machen. Simcha wurde aber vom ukrainischen Parteisekretär aufgegriffen, der Gestapo übergeben und ins Gefängnis gebracht. Als er dort den anderen Juden seine Geschichte erzählte, wollten sie ihm nicht glauben. Schneider blieb noch zehn Monate am Leben. Anschel Tau wurde vom Ukrainer Jan Piftjuk gefangen, geschlagen und wieder auf den Berg geführt. Dort haben ihm die Bestien die Augen ausgestochen, ehe sie ihn erschossen haben.

Donnerstagabends hatte die Gestapo ihre Erschießungen eingestellt. Die Grube wurde nur teilweise mit Erdreich zugeschüttet. Drinnen lagen auch einige, die noch lebten. Mühsam schleppten sie sich heraus, versuchten, ihr Leben zu retten. Nur zweien von ihnen gelang dies, die anderen wurden von den Ukrainern sogleich gefasst, zur Grube zurückgezogen und mit Steinen erschlagen.

Entkommen sind nur Fura, die Frau des Schlächters Steiner, und Dodie Peuker, der vom Berg auf den Friedhof floh, sich dort versteckte und ein paar Monate später umkam.

Am Morgen des Samstags war uns das Ausmaß der Verbrechen gewiss geworden: Insgesamt waren in den letzten Tagen 2088 Juden erschossen worden, unter ihnen 149 ungarische Flüchtlinge. Wer war geblieben? Männer ohne Frauen, Frauen ohne Männer Eltern ohne Kinder, Kinder ohne Eltern. Viele Familien waren vollständig ausgerottet worden. Und keine einzige blieb davon verschont.

Hätten wir nur geahnt, was uns da bevorgestanden war, das Unglück hätte nie diese Ausmaße angenommen. Doch als wir in den letzten Tagen gehört hatten, dass in anderen Städten Polens Juden massenhaft umgebracht worden waren, wandten wir uns mehrfach an den Judenrat in Kolomea und fragten an, ob er von



geplanten Aktionen in Kosow gehört habe. Der Judenrat sicherte uns zu, dass nichts zu befürchten und alles in Ordnung wäre. Und als ich Samstagmorgens Bezirkshauptmann Winicki traf, fragte ich auch ihn, was denn mit den überlebenden Juden geschehen werde. Zuerst stotterte er verunsichert herum, dann aber meinte er, sie hätten nichts zu befürchten. Geplant sei wahrscheinlich, sie allesamt in Afrika zu ghettoisieren, denn die Ukraine müsse judenfrei gemacht werden.

Ich forderte ihn auf, dies in seiner Funktion als Bezirkshauptmann öffentlich zu bekunden, damit sich die verängstigten Juden wieder aus ihren Verstecken wagten. Dazu hätte er nach altem Kosower Brauch einen Polizisten – mit einer lodernen Fackel in der Hand – aussenden müssen, um die Botschaft zu verkünden. Winicki blockte ab. Ich redete ihm ins Gewissen, sagte ihm, die Welt würde weiterbestehen und von seiner möglichen Schuld hören. Er versprach mir, etwas zu unternehmen, und er tat es auch. Aber völlig anders, als wir es erhofft hatten. Winicki ließ nämlich durch seine Leute Schmuck, Hausrat und Vermögen sämtlicher Ermordeten beschlagnahmen und abtransportieren. Zugleich erließ er den Befehl, auch aus jenen jüdischen Häusern alles Wertvolle mitzunehmen, wo nur Kinder unter sechzehn übriggeblieben waren. Als wir von alledem hörten, habe ich abermals und mehrfach bei ihm interveniert. Vergebens.

Während die „Aktion“ gelaufen war, hatte die Gestapo einhundertfünfzig der gefangen genommenen Juden räumlich abgesondert. Es handelte sich in der Diktion der Deutschen um „Fachleute“, unter diesen waren auch mehrere Mitglieder des Komitees. Man hatte sie sich für den Abschluss der „Aktion“ aufgehoben. Als nämlich die Deutschen im Magistrat nachfragten, was nun mit den Übriggebliebenen geschehen solle, erhielten sie sofort die knappe Antwort: „Wenn es diese Fachleute nicht mehr gibt, wird es andere geben. Erschießt sie!“ Auch diese einhundertfünfzig wurden gnadenlos hingerichtet.

Kurze Zeit nach der „Aktion“ traf ich zufällig Winicki, der mir erzählte, er besäße eine besonders wertvolle goldene Uhr, die repariert werden müsse. Und er fragte mich, ob ich ihm einen hervor-



ragenden Uhrmacher empfehlen könne. Ich zeigte auf den Berg: „Dort liegen viele hervorragende Fachleute begraben.“ Er antwortete zynisch: „Schade, wir hätten die Spezialisten überleben lassen sollen.“

„Zu spät“, sagte ich nur. „Zu spät.“

Unzählige Leute haben der Gestapo bei dieser verbrecherischen „Aktion“ in die Hände gearbeitet, zahllose Ukrainer aller Sozialschichten. Es ist mir unmöglich, die Namen all jener Polen aus Kosow zu erwähnen, die mit der Gestapo gegen die Juden gemeinsame Sache gemacht haben. Aber ich weiß von keinem einzigen Polen, der einem Juden geholfen hätte.

Zusie Tau erzählte mir, er hätte sich während einer „Aktion“ in einer nur von Polen bewohnten Straße in Moskalowka aufgehalten und unerkannt persönlich zugesehen, wie von diesen eine Reihe von Juden erschossen wurde. Und bei jedem, der tot oder schwerst verletzt umfiel, jauchzten sie: „Wieder ein Jud weniger!“

Der versteckte Tau erlebte mit, als die Deutschen die Erschießungsaktion durch eine Mittagspause unterbrachen. Die Polen, unzufrieden, weil sie glaubten, das Schauspiel sei nun für sie zu Ende, forderten brüllend: „Sind ja noch genug Juden da.“ Als nach dem Essen die Erschießungskommandos ihre Tätigkeit wieder aufnahmen, lebten die polnischen Zaungäste vor Freude und Genugtuung auf.

Am Morgen des Samstags war diese „Aktion“ zu Ende. Man konnte den Polen und den Ukrainern große Befriedigung an den Gesichtern ablesen. Ich suchte nach der Ursache dieser perversen Freude, und ich fand sie in der dargebotenen „Mehrleistung“. Denn während des Brands der Synagoge hatten die Gestapoleute weitere Juden erschossen: Mordechaj Frenkel und seine Frau, Josef Hazefraz, Berl Ernst und seine beiden Kinder, und Salman Schmerz. Die Passanten zeigten sich einfach darüber erfreut, dass zu den zweitausendachtundachtzig erschossenen Juden weitere sieben hinzugekommen waren.

Die „Aktion“ in Kosow haben folgende Leute geleitet: der Gestapo-Chef Goja; Hertl, Chef des SD (= Sicherheitsdienst) in Kolomea, sowie die Gestapo-Leute Hubert und Maurer. Weiters tat

sich da der Gendarmerie-Wachtmeister Denk aus Innsbruck besonders selbstherrlich hervor. Der ehemalige Kommunist hatte sich freiwillig zum Erschießungskommando gemeldet. Als man ihn fragte, wie denn sein Verhalten von heute zu seinen einstigen Kommunisten-Freunden passte, antwortete er zynisch: „Nach dem Krieg werde ich wieder Kommunist, jetzt habe ich mir davon nur ein paar Jahre Urlaub genommen.“ Denk war auch der Mörder von Mendl Frizel und dessen Sohn, von Alter Meerbaum und anderen.

Auch der Leiter des Grenzpunkts, Lange, hatte sich freiwillig zum Erschießungskommando gemeldet. Der deklarierte Pazifist antwortete auf die Frage, warum gerade er das getan habe: „Meine schießenden Kameraden waren schon so müde. Ich wollte ihnen die Möglichkeit geben, sich ein wenig von der harten Arbeit auszuruhen.“

Gleichzeitig mit der „Aktion“ in Kosow hat die Gestapo aus Tatarow eine weitere in Delatyn durchgeführt und dort 1950 der 2200 Juden erschossen. Zeitgleich gab es „Aktionen“ in Jaremce, Worochta, Jablonica. Überall konnte sie melden, ihr erklärtes Ziel erreicht zu haben: diese Gegend war bald „judenrein“.

Eine Gestapo-Abteilung in Tatarow, die für diese „Aktionen“ hauptverantwortlich zeichnete, war die brutalste und fürchterlichste ganz Galiziens. Einer ihrer Offiziere fuhr wiederholt in eines der umliegenden Städtchen, holte sich jeweils fünfzehn bis zwanzig Juden heraus und brachte diese auf bestialische Weise höchstpersönlich um. Man hat mir berichtet, dass dieser Schlächter Ernst Wachmil auch den aus Nadworna stammenden bekannten Berliner Verleger Benjamin Harz erschossen habe. Als die ganze Gegend bereits „judenrein“ geschossen war, also kein Futter für den Schießwüstling mehr da war, mussten die Gemeinden diesem Offizier täglich zwanzig Katzen oder Hunde zum Abschuss beistellen. Ohne vergossenes Blut konnte der Mann nicht mehr leben.

Es ist unmöglich, die Stimmung in der Stadt nach all diesen Geschehnissen wiederzugeben. Wir schlichen wie Schatten aneinander vorbei. Was tun? So viele Waisen waren geblieben, und wir hatten keinerlei Lebensmittel, waren alle zu Tode hungrig. Eines Tages kamen Christen zu uns, die für unsere Kinder Esswaren

gegen Kleider, Bettzeug und andere Dinge tauschen wollten. Sie nahmen unsere Sachen mit, von den versprochenen Lebensmitteln haben wir nie auch nur irgend etwas gesehen.

Unser Schmerz war unbeschreiblich. Manche fromme Juden hatten aufgehört an Gott zu glauben, stellten nur verzweifelt und zornig fest: „Wenn es einen Gott gibt, der das zulässt, gibt es keinen Gott.“

Wir, die wenigen Überlebenden, hofften, trotz allem am Leben bleiben zu dürfen, zumal die Gestapo und unser Kreishauptmann uns zugesichert hatten, dass uns absehbar nichts zustoßen würde.

Täglich bin ich damals unterwegs gewesen, habe mit Dutzenden Juden gesprochen, habe versucht, ihnen Mut zu machen. Auf einer dieser Touren saß ich einmal in der Synagoge des Dajan. Nach dem Gebet unterhielt ich mich mit Gemeindemitgliedern. Irgend jemand sprach das Wort „Gott“. Als es erklungen war, begann ein anderer zu schreien: „Ist das Gott? Was ist das für ein Gott?“ Er rang nach Worten, fand sie aber in seiner Aufregung nicht. So verzweifelt war er, denn christliche Nachbarn hatten seine beiden Kinder an die Gestapo ausgeliefert, die sie erschossen hat. „Zum Teufel mit Seinem Vater und Seiner Mutter“, klagte er zerbrochen. Keiner der Frommen protestierte, so groß waren Schmerz und Verbitterung.

Wenige Tage nach der „Aktion“ kamen deren deutsche Anführer und fragten uns lachend: „Wie viele Juden gab es noch vor einer Woche in Kosow?“ Sie fanden diese Frage außerordentlich lustig. „Und wie viele gibt es heute?“ Der Vorsitzende antwortete: „Vor einer Woche viertausend. Jetzt sind es 1800.“ „Wo ist denn der Rest?“ fragten sie ihn.

Der Vorsitzende fürchtete, er würde eine Katastrophe auslösen, wenn er die Wahrheit sagte. Nein, er brüllte also nicht: „Ihr habt sie alle ermordet!“ Er wich diplomatisch aus: „Man hat sie nur zur Arbeit nach Rumänien geschickt.“ Die Gestapo-Offiziere kreischten vor Lachen, schlugen sich auf die Schenkel und brüllten: „Ja, die verrichten dort sehr gute Arbeit.“

Von den Mitgliedern unseres Komitees waren während der „Aktion“ vier der besten Leute „verloren gegangen“. Chaja-Sara Bartfeld, Chaja-Sara Bender, Mosche-Josef Fuchs und Josef Ben-



Menachem Dresner hatten seit Gründung des Komitees – die mit der Ankunft der ungarischen Juden zusammengefallen war – mit hohem Einsatz gearbeitet. Nun nahmen wir – unter meinem Vorsitz – fünf neue Mitglieder auf: Dajan Mosche-Schizel, Schimschon Letich, Abraham Kreizel, Abraham Brumel und Menachem Stumer.

Soweit der Bericht von Jehoschua Gertner.

### **Versteckt vom Dienstmädchen**

So sind wir in Zabie gegessen, und alle haben gezittert und sich gefragt, wann diese Aktionen auch in Zabie geschehen würden. Inzwischen hat Onkel Jehoschua uns aus Kosow die Nachricht geschickt, dass einige von der Familie sich verstecken hätten können – und wir haben dann so weiter gelebt bis Mitte Dezember, bis zu den Feiertagen, bis zu Chanukkah. Es muss der 16. Dezember gewesen sein, da bin ich auf der Straße zwei jungen Bekannten begegnet, und die waren uns gut gesinnt und haben mir zugeflüstert: „Sag’ deinen Eltern, es wäre besser für sie, wenn sie die nächsten Tage nicht in Zabie sind. Richte das aus, vergiss’ es nicht!“ Und ich bin nach Hause gegangen und habe es dem



*Die Scheune neben dem Haus in Zabie, in der sich die Familie Gertner versteckte*



Vater gesagt, und der hat sofort beschlossen: „Gut, dann bauen wir uns ein Versteck“. Das war gefährlich, denn die meisten Verstecke sind entdeckt oder verraten worden – aber es gab keinen anderen Ausweg. So haben wir also begonnen, uns eine geheime Kammer zu bauen, und zwar haben wir in der Nacht vor die Scheune zusätzliche Holzlatten genagelt, haben die Scheune auf diese Weise vergrößert und einen Balken am Dachboden locker gemacht, dass man diesen Balken heben und so in die Scheune kommen konnte. In dieser Scheune haben wir dann die nächsten Nächte verbracht.

Am übernächsten Tag hörten wir in der Früh, wie jemand zu den Bauern sagte: „Schleppt jetzt nicht die Sachen weg, die gehören sowieso alle Euch, Ihr kriegt sie sicher. Sucht jetzt die Juden, das ist die Hauptsache, dass wir diese Juden finden. Und wenn wir die Gertners finden, die sind sehr reich, werden wir nicht nur das kriegen, was Ihr jetzt da seht, sondern sie werden uns auch sagen müssen, wo sie ihr Gold und ihren Schmuck versteckt haben.“ Wir haben uns ganz still verhalten, und sind insgesamt zwei Tage und zwei Nächte in unserem selbst gebauten „Bunker“ geblieben. Dann erst haben wir uns in der Nacht hinaus gewagt und sind in den nahegelegenen Wald gelaufen, wo jenes Mädchen arbeitete, von dem ich schon erzählt habe, Paraska, die Jahrzehnte lang bei uns gearbeitet hatte.

Paraska war mit einem gewissen Jura Koschuk verheiratet, und wir haben sie gefragt, ob sie uns verstecken könne. „Kein Problem,“ sagte sie, „kommt zu mir, ich habe mir schon gedacht, dass Ihr kommen werdet. Wäret Ihr heute nicht gekommen, wäre ich Euch suchen gegangen. Kommt auf den Dachboden, da habe ich schon alles hergerichtet, um Euch zu verstecken. Ich habe Heu aufgehäuft, dass man das Versteck nicht sieht.“

Wir waren dann bei ihr, und nach zwei Tagen hat ihr Mann uns berichtet, was passiert ist: Wie man die Juden zusammengetrieben hat, oben in Zabie-Krasnik, wie sie sich dort ausziehen mussten, wie man sie in kleine Zimmerchen gepfercht hat und wie ein Teil von ihnen dort erstickt ist. Auch wie man dann die Toten herausgeholt und sie ins Grab gekippt hat, und wie man die Menschen



*Pfarrer Dzioba: Predigt gegen die Juden-Verfolgungen*

dann gezwungen hat, sich nackt hinzustellen – und sie dann erschossen hat. Er hat uns auch die Namen der Ukrainer gesagt, die an diesen Aktionen teilgenommen haben. Und er hat uns auch erzählt, was der griechisch-katholische Pfarrer Dzioba aus Zabielicia von der Kanzel gepredigt hatte: „Liebe Genossen, liebe Religionsfreunde, ich sage Euch, dass jeder Tropfen jüdischen Blutes, der von Euch vergossen wird, für Generationen an Euren Händen kleben wird, an Euern Kindern und Kindeskindern, und dieses Blut werdet Ihr nie abwaschen können.“

Alles das hat uns Jura Koschuk erzählt. Und weil er uns auch sagte, dass man einige Juden in der Ortschaft zum Arbeiten zurückgelassen hat, haben wir uns dann auch, in der Hoffnung, nicht aufzufallen, wieder hinausgewagt. Da haben wir dann gehört, wie einige verwundert gesagt haben: „Schaut, die leben noch, die Gertners leben!“ Und irgendwie war das kein gutes Gefühl, wie die das so betont haben – denn da war ein Unterton dabei: „Wieso leben denn die überhaupt?“

Jura Koschuk hat sich bereit erklärt, zu Onkel Jehoschua nach

Kosow zu gehen und ihm zu berichten, dass wir noch am Leben waren. Onkel Jehoschua ist dann in der Nacht mit seinem Pferdefuhrwerk gekommen, hat den Polizei-Kommandanten, einen Ukrainer, mit einer größeren Summe in Dollar bestochen und uns nach Kosow gebracht. Dieser ukrainische Polizeikommandant, der von Onkel Jehoschua das Geld kassiert hat, war übrigens einer der besonders üblen Sorte. Man hat uns später erzählt, dass er bei der Aktion in dem zehn Kilometer von Kosow entfernten Jasienow Juden eigenhändig erschlagen hat. Er war wohl ein Mensch wie jene Ukrainer, denen wir unterwegs begegnet sind: Die hatten Beile und haben gebrüllt: „Juden! Es sind Juden!“ Aber da war ein älterer Huzule, der ist auf sie zugegangen und hat gesagt: „Sehr geehrte Herren, lassen Sie die Gertners, denen tun wir nichts. Der Gertner hat immer für uns gesorgt, wenn es uns schlecht gegangen ist – lasst sie gehen!“ Und so ist uns die Flucht gelungen, so konnten wir uns als eine der wenigen jüdischen Familien vor dieser Aktion retten.

### **Trügerische Normalität in Kosow**

In Kosow haben wir uns bemüht, eine Bleibe zu finden und ein halbwegs normales Leben zu führen. Der Vater und wir Kinder haben bei der Tante Zelcia, der Schwester meines Vaters, gewohnt. Ihr Mann war Marmorosch Mendel, der Direktor und Mitinhaber der lokalen Bank – die war natürlich schon geschlossen, denn es hat keine jüdischen Unternehmer mehr gegeben und auch keine jüdischen Geschäfte. Später ist dann auch unsere Mutter bei Tante Zelcia untergekommen, die beiden haben sich immer sehr gut verstanden und sie sind dann auch beisammen geblieben.

Wir mussten sehen, dass wir irgendwie unseren Lebensunterhalt verdienen, und so haben wir, von Tauschgeschäften für Lebensmittel abgesehen, in verschiedenen Stellungen gearbeitet, ich zum Beispiel als Wasserleitungs- und Heizungsinstallateur bei der Firma Werner. Diese hat im Auftrag der jüdischen Gemeinde, des „Judenrates“, wie es damals geheißen hat, gearbeitet, das heißt, sie hat die Aufträge von den zuständigen deutschen Stellen



erhalten, von der Gendarmerie, von der Grenzwache oder von der Gestapo aus Kolomea. Der dortige Leiter des Arbeitsamtes, ein gewisser Repkov, hat übrigens nicht nur die Arbeiten in Kosow koordiniert, sondern auch gruppenweise Leute für die Zwangsarbeit in Deutschland rekrutiert und diese auch prompt verschickt.

Meine Arbeit bei der Firma Werner war eigentlich nicht schlecht. Der Werner hat sich anständig benommen, er war schließlich auch Jude und in keiner besseren Situation als wir alle. Er hatte seine Frau bei der ersten „Aktion“ in Kosow verloren und musste sich nun allein um seine zwei Jungen, einer sieben, der andere fünf Jahre, kümmern. Um Witwern wie Werner und um all den anderen verlassenen und einsamen Menschen zu helfen, hat sich der Judenrat bemüht, für sie nicht nur Ausweise und Arbeitsbestätigungen zu besorgen, sondern ihnen auf dem Papier gewissermaßen neue Familien zuzuteilen. Wenn also ein Witwer einen legalen Arbeitsplatz hatte, schrieb man ihm beispielsweise eine Frau mit zwei Kindern zu – und zahlreiche kinderlose Ehepaare oder alleinstehende junge Frauen haben sich auch bereit erklärt, bei dieser Sache mitzumachen, und zwar ohne irgend einen persönlichen Vorteil davon zu haben.

Mein Chef, der Werner, hat auf diese Weise ein hübsches junges Mädchen ins Haus bekommen, das sich rührend um seine beiden Buben gekümmert hat. Ich kannte diese junge Frau, sie war in meinem Alter. Mit ihr verbinde ich in meiner Erinnerung eine dramatische Episode, die sich am 7. September 1942 abgespielt hat. An diesem Tag hat abermals eine „Aktion“ in Kosow stattgefunden – dabei sind die Menschen am Sportplatz zusammengetrieben worden, wer Widerstand geleistet hat, wurde an Ort und Stelle erschossen, die andern hat man nach Kolomea gebrachte, wo sie in Viehwaggons verfrachtet wurden und ins Lager Janowska-Lemberg oder gleich ins Vernichtungslager Belzec gekommen sind. Dieses junge Mädchen also ist dort am Sportplatz an die Seite zum Werner hinbefohlen worden, abseits von den Kindern, und man hat ihr in Aussicht gestellt, mit dem Werner in der Stadt bleiben zu können – aber die Kinder müssten weg. Wir alle haben



gewusst, was das bedeutet, und der Werner selbst wollte auch schon auf den Handel eingehen. Aber das Mädchen hat sich geweigert, die Kinder allein zu lassen, sie hat sich geopfert und ist mit den Kindern in den sicheren Tod gegangen.

Wenn es um uns Juden gegangen ist, sind in Kosow viele im schlimmsten Sinn des Wortes höchst aktiv geworden. Das waren aber nicht nur die ukrainische Staatsverwaltung und die ukrainische Miliz, sondern auch einige besonders tatenfreudige Ukrainer – wie etwa die Frau des Kosower Arztes Dr. Schtepurak, der als ukrainischer Nationalist seinerzeit, als die Sowjets gekommen waren, die Stadt verlassen hatte. Nun ließ es sich seine Frau, eine ehemalige Wienerin, angelegen sein, beispielsweise zu verbieten, dass Lebensmittelkarten an Juden ausgegeben wurden, was ihr dank ihrer guten Beziehungen zur Behörde möglich war, und unter anderem verlangte sie auch, dass Juden unentgeltlich zu arbeiten und gratis verschiedene Artikel zu liefern hätten. Schwerer Vergehen gegen die Juden Kosows schuldig gemacht haben sich unter anderem auch Petri, der Gendarmerie-Postenkommandant, und seine Leute: Gendarmerie-Meister Baier, dessen Stellvertreter Johann Rauch (ein Wiener), dann auch die Herren Vitsches, Korn, Denk (aus Innsbruck), Klotz und Winkler.

Zuständig für diese Verbrechen war die Gestapo aus Kolomea und die deutsche Gendarmerie, die in Kosow stationiert war – wobei die Gendarmen größtenteils aus Österreich stammten. Außer den bereits Erwähnten ist mir noch ein Johannes Rauch im Gedächtnis, angeblich ein Schwager des Wieners Thiemig; er soll aus dem Krieg nach Wien zurückgekehrt und hier bis zu seiner Pensionierung im Polizeidienst tätig gewesen sein. Weiters erinnere ich mich bei der Gestapo in Kolomea noch an Namen wie Hartl, Maurer und Weißmann. Dann war da auch noch ein berühmter Kreishauptmann namens Vollmann, der aus Hamburg stammte. Man hat mir erzählt, dass dieser Volkmann unter dem Namen Peter Lübke nach 1945 unter anderem auch beim Nachrichtenmagazin „Spiegel“ als Journalist gearbeitet habe. Nun, auch in Kosow hat er sich auf „Schreibarbeiten“ konzentriert, es war nämlich seine Aufgabe, die Ablieferungen von Geld, Devisen,

Gold und Pelzen zu registrieren. Vor jeder Aktion ist er dann gekommen und hat den Juden weitere Wertsachen abverlangt, z.B. Teppiche und diverse Gegenstände aus den Wohnungen. Mit dem Raubgut hat er sich eine Villa in Kosow einrichten lassen – eine ehemals jüdische Villa natürlich. Diesem Menschen scheint also im weiteren nichts passiert zu sein – wahrscheinlich ist er heute noch als Journalist aktiv. Von den zwei für die Agenden der Kriminalpolizei im Städtchen Verantwortlichen benahm sich der eine, ein älterer Pole, relativ anständig – während der andere, ein junger Ukrainer namens Gadjuk, schuldlose Menschen geschlagen und gemartert hat.

Hier nur ein Beispiel dafür, wie brutal man damals mit den Menschen umgegangen ist und wie vogelfrei und rechtlos man war. Als ich eines Morgens zur Arbeit ging, sah ich, wie der Gendarmerie-Meister Baier und sein Vertreter Rauch das Geschäft des Kürschners Prissler betraten. Bald darauf hörten wir Schüsse, und die Gendarmen kamen wieder aus dem Geschäft. Und den zufällig in eben diesem Augenblick vorbeigehenden Herrn Meerbaum – den haben sie auch gleich erschossen. Als wir kurz darauf das Haus der Prisslers betraten, fanden wir dort drei Tote: Vater, Sohn und Onkel.

## **Das Ende des Vaters – und sein verstecktes Erbe**

Mein Vater ist über den Tod Aries nicht hinweg gekommen, er hat kaum mehr gegessen, er ist immer weniger geworden – er ist so still vor sich hingestorben. Und trotzdem traf der Tod des Vaters im Sommer 1942 die Mutter mit einer schrecklichen Härte.

Damals begannen wir auch, die gemeinsame Flucht zu überlegen – aber wohin? Nach Ungarn? Nach Rumänien? Für uns war Ungarn die realistische Lösung, zumal wir ja recht nahe der Grenze lebten und drüben viele Bauern kannten.

Als die Deutschen in Zabie einfielen, hatten wir an einigen Stellen Schmuck und Wertgegenstände vergraben. Nun entschloss ich mich, dorthin zurückzugehen und wenigstens einen Teil der Sachen sicherzustellen – auch wenn ich wusste, dass dieses Vorhaben lebensge-

fährlich war. Ich sah aber eine Chance, und die war mit einem gewissen Fräulein Schreier verbunden. Im Sommer 1942 war nämlich eine Gruppe von Berliner Mädchen nach Kosow gekommen, um in der Anstalt Doktor Tarnowskis ein Sommerlager abzuhalten. Fräulein Lili Schreier war die Leiterin dieser Gruppe und hatte als solche eine Reihe jüdischer Arbeiter angefordert, zu denen auch ich gehörte. Sie hat sich uns gegenüber immer sehr anständig verhalten und hat uns gut gepflegt – auch wenn natürlich viele Ukrainer, allen voran die Frau Schtepurak, dagegen interveniert haben. Ich ging also zu Fräulein Schreier und bat sie, mir einen Passierschein nach Zabie zu vermitteln. Sie sagte, sie wolle sich die Sache überlegen – und nach wenigen Tagen erhielt ich das auch von der Gendarmerie bestätigte Dokument. Mit einem geliehenen Fahrrad fuhr ich nach Zabie, kam dort abends an und ersuchte Dudek, der bei der Wasserpolizei angestellt war und nicht weit von unserem Haus gewohnt hat, bei ihm übernachten zu dürfen. Er erlaubte es mir, und ich sagte ihm noch, dass ich am nächsten Morgen bereits sehr früh wieder heim nach Kosow fahren würde – denn Dudek sollte nichts von meiner nächtlichen Eskapade mitbekommen.

In der Nacht habe ich mich dann vorsichtig zu unserem nahe gelegenen Haus geschlichen, in dem nun, wie mir Dudek gesagt hatte, ein Ukrainer mit seiner Familie wohnte – und vor dem unser alter Kettenhund lag. Wie ich also zu dem Gebäude kam, erkannte mich der Hund und wollte schon freudig bellen, aber es gelang mir, ihn zu beruhigen. Dann hielt ich mich eine Zeitlang hinter dem Stall versteckt, wartete, bis es wieder totenstill war, schlich mich dann hinein und grub dort den versteckten Schmuck, die Dollars und die anderen Wertgegenstände aus. Als ich alles an mich genommen hatte, schüttete ich das Versteck wieder zu, gab noch Viehfutter drüber, dass man die Spuren meines Grabens nicht mehr erkennen konnte, und lief dann etwa zwei Kilometer den Feldrain entlang zu meinem dort deponierten Fahrrad und fuhr im Morgengrauen zurück nach Kosow. Das sollte freilich nicht ganz leicht werden, denn rund zwanzig Kilometer hinter Zabie, auf dem Berg Bukowitz, hatte ich eine Reifenpanne, und es blieb mir nichts anderes übrig, als den Drahtesel achtzehn Kilometer neben mir her zu schieben.



Immer wieder bin ich dabei irgendwelchen Leuten begegnet – aber sonderbarerweise hat mich niemand gefragt, woher und wohin. Spätabends war ich dann wieder zu Hause.

## **Die rettende Böschung**

In den folgenden Wochen haben wir drei Brüder normal weitergearbeitet, und die Mutter hat den Haushalt, so gut es ging, versorgt. Es war beinahe übermenschlich, was sie damals geleistet hat – doch das verstehe ich erst heute.

Am frühen Morgen des schon erwähnten 7. September 1942 hatten wir Juden uns auf Befehl der Deutschen am Sportplatz einzufinden – wir sollten dort, so hieß es, zur Arbeit eingeteilt werden. Vorsichtshalber aber brachten wir unsere Mutter und unsere Cousine, bei der wir gewohnt haben, in Sicherheit. Auf dem Platz hatten wir eine Zeitlang zu warten – bis eine Reihe von Lastwagen vorfuhr, mit viel Gestapo, Schupo, Gendarmerie und ukrainischer Miliz und natürlich dem Judenkommando der SS in seinen schwarzen Uniformen. Sie umringten uns und begannen mit der sogenannten Selektion: Auf eine Seite stellten sie eine kleine Gruppe von Handwerkern, auf die andere den Rest. Onkel Jehoschua war zur großen Gruppe gestellt worden, doch gelang es ihm, sich langsam, ganz vorsichtig, zur kleineren Gruppe hin zu bewegen – und er konnte schließlich auch in Kosow bleiben.

Uns drei Brüdern, die wir ebenfalls in der größeren Gruppe gestanden waren, war eines völlig klar: Wir waren entweder für den Transport in ein Konzentrationslager bestimmt oder sollten gleich erschossen werden. Kurz überlegten wir wegzulaufen, aber wir wussten ja, dass alle, die das bisher versucht hatten, von den Deutschen erschossen worden waren. Unser Bruder Marian hat es dennoch gewagt – und ihm ist auch tatsächlich die Flucht gelungen. Später erfuhren wir, dass er sich ganz in der Nähe im Brunnen eines nahen Bauernhofes versteckt hatte.

Uns, die wir auf dem Transport geblieben waren, brachte man ins Gefängnis – und von da an war jede Flucht aussichtslos. Gestapo und Gendarmerie machten dort Leibesvisitationen und

nahmen uns die letzten Wert- und Schmuckgegenstände ab – und das machten die auch wirklich gründlich, sie ließen uns nackt herumstehen, was ihnen großes Vergnügen zu bereiten schien. Um den Spaß gleichsam auf die Spitze zu treiben, holten sie sich unseren Apotheker, der einen doppelten Buckel hatte, und befahlen einigen jungen Frauen, ihn auszuziehen und an allen nur möglichen Stellen zu kontrollieren, ob er dort was versteckt habe.

Tags darauf, am 8. September, hatten wir uns alle in einer langen Reihe anzustellen, so dicht gedrängt, dass jeder nur kleinste Schritte tun, aber keinesfalls fliehen konnte. Zu Fuß ging es dann Richtung Kolomea. Vorne, hinten und zu beiden Seiten schritten Gendarmerie, Gestapo, die ukrainische Miliz und die Judenvernichtungs-Kommandos der SS. Wir marschierten also. Und wir marschierten scheinbar ewig. Irgendwann sahen wir, dass der Weg bergauf führte, in einer Rechtskurve, und der Straßenrand in eine abfallende Böschung überging. Da beschlossen wir in meiner Reihe – ich hatte mich konsequent in die vorletzte Reihe manipuliert –, genau dort gemeinsam die Böschung hinunter zu laufen und hinter der Kurve zu verschwinden. Aber als wir nun an dieser Stelle ankamen, begannen meine Leidensgenossen an unserem Vorhaben zu zweifeln – man werde schon den ersten, der den Ausbruch wage, rücksichtslos erschießen, so wurde diskutiert – leise, aber heftig. Zu tief hatte sich eingeprägt, was alles bereits geschehen war.

Dann war die Kurve, die Böschung da. Ich drehte mich um, durchbrach die letzte Reihe, stieß einen Gestapo- und einen SS-Mann zur Seite und rannte wie wild den Abhang hinunter. Ich rannte und rannte, ich hörte Schüsse, und ich rannte. Ich rannte, bis ich mich auf dem Friedhof zwischen einigen Leichen verstecken konnte – und da bemerkte ich erst, dass meine Jacke und meine Hose durchlöchert waren, insgesamt von drei Durchschüssen. Ich war nur leicht verletzt, aber heute noch, nach so vielen Jahrzehnten, kann man die Schramme sehen.

Ich fand mich also zwischen diesen Toten dort wieder. Unweit lag auch eine Frau, die am Kopf verletzt war und deutliche Lebenszeichen von sich gab. Stets, wenn die Gendarmerie vor-

bei kam, wetteten die Kerle miteinander, wie lange der Todeskampf dieser Frau noch dauern würde. Niemand gab ihr auch nur einen Schluck Wasser, sogar den Gnadenschuss verweigerte man ihr.

### **Im Ghetto von Kolomea – Hoffnung auf die Schlepper**

Es hat mindestens vier Tage gedauert, bis ich erfahren habe, dass Marian noch lebte. Ich hatte mich am Friedhof versteckt, neben den Grabsteinen und zwischen den frischen Gräbern. Dort konnte ich auch ab und zu mit einem Trauernden reden, wenn sie ihre Toten eingraben ließen. Niemand hat nach mir gesucht, und ich war manchmal im Wald oder manchmal in einem Abwasserkanal, der unter den Häusern entlang verlief. Da bin ich so lange geblieben, bis ich meinen Bruder gefunden habe.

Wir waren beide „illegale Existenzen“ und versuchten, uns irgendwie durchzuschlagen. Unsere Mutter war bereits mit Tante Pora auf dem Weg nach Kolomea – bevor ich mich überhaupt noch bei ihr melden konnte. Der Vater hat ja nicht mehr gelebt – am Leben sind zu dieser Zeit nur mehr Onkel Jehoschua und Tante Zelcia mit den zwei Kindern gewesen, sonst keine Verwandten mehr. Wie mir berichtet wurde, sind meine Mutter und Tante Pora dem Aufruf gefolgt, wonach die „Illegalen“, also die Untergetauchten, ungestraft nach Kolomea kommen könnten. Daher begab sich etwas später auch mein jüngerer Bruder Marian dorthin, hielt sich dann auch im Ghetto von Kolomea auf und schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch.

Von meinem Bruder Simon wusste ich noch nichts. Später hörte ich, dass man ihn mit den anderen nach Kolomea transportiert und dann ihn ins Janowska-Lager in Lemberg überstellt hatte, wo auch er ermordet worden ist.

Ich selbst hatte mich nächtens von jenem Friedhof nach Kosow begeben und dort Kontakte zu Schleppern gesucht, die uns nach Ungarn führen könnten. Und ich fand solche Schlepper dann auch – darunter gab es sogar Ukrainer, denen unser Name aus



dem Ort noch geläufig war. Wir hörten, dass einige dieser Schlepper eine größere Gruppe um Chaim Steiner sicher nach Ungarn gebracht hätten, und dass in einer zweiten Gruppe, die sie hinüber geleiten sollten, auch Fidel, der Bruder Chaims, war – später hörten wir dann auch, dass sie alle von diesen Schleppern umgebracht worden sind.

Die Gruppe jedenfalls, in der mein Bruder und ich nach Ungarn gebracht werden sollte, bestand aus unserem Cousin Buzio Krumholz und den Bekannten Hilsenrath, Josef Stern und Leijb Milbauer so wie dessen Sohn Joshe aus Kolomea, Clara Ashkenase, und dann noch Bumek Frisch. Wir alle warteten nun tagelang auf unsere Flucht nach Ungarn. Doch der Schlepper wollte unbedingt in unserer Gruppe noch den Rabbiner Chaim Hager und dessen Sohn Alther mitnehmen, die beide aber noch im Ghetto von Kolomea waren. Die Anhänger des Rabbiners hatten dem Schlepper einen großen Dollarbetrag versprochen, wenn er ihn und seinen Sohn mitnehme – und weil der Schlepper das zur Bedingung machte, erklärte ich mich bereit, mich in das Ghetto von Kolomea einzuschleichen und Rabbiner Hager und seinen Sohn zu holen. Mein innigster Wunsch und geheimer Gedanke war dabei, meine Mutter nicht nur wiederzusehen, sondern sie vielleicht sogar mitnehmen zu können.

Ich habe mich in der Nacht von Freitag auf Samstag, vom 9. auf den 10. Oktober 1942, nach Kolomea auf den Weg gemacht. Ich bin bei der Familie Feldmann untergeschlüpft, bei der mein Bruder wohnte, als er in Kolomea das Gymnasium besucht hat, und die Eltern Feldmann baten mich, auch ihren Sohn und ihre Tochter nach Ungarn mitzunehmen. Ich versprach mit dem Schmuggler darüber zu reden – doch es sollte ganz anders kommen. Am Samstagnachmittag, am Schabbat also, war ich bei Rabbiner Hager, er hat mir sogar noch Schirajim gegeben, das sind vom Rabbiner gesegnete Kleinigkeiten zum Essen. Wir haben dann alles abgesprochen, und ich sollte ihn am Sonntag abholen. Aber an diesem Sonntag, den 11. Oktober, um sechs Uhr früh haben wir Schüsse gehört – und dann waren die Polizei und die Gestapo schon da. Und die nächste „Aktion“ war im Gange.

## **Eingepfercht im Viehwaggon – Sprung mit Todesangst**

Jetzt wurden praktisch alle noch im Kreisbezirk verbliebenen Juden auf dem Hauptplatz zusammengetrieben. Vielleicht konnten sich einige wenige noch irgendwo verstecken, wir wussten es nicht. Ich hielt sofort Ausschau nach meiner Mutter, konnte sie aber unter den vielen Leuten nicht ausmachen. Wie das bei den Nazis üblich war, haben sie gleich mit dem Sortieren und Selektieren der Menschen begonnen. Eine kleine Gruppe ist übrig geblieben, den Rest haben sie in die Viehwaggons gepfercht, und die haben sie so vollgestopft, dass sich die Menschen darin überhaupt nicht bewegen konnten. Neben mir stand der Sohn des Rabbiners Hager, und er flüsterte mir zu, er sei zwar mit seinem Vater gemeinsam festgenommen, aber von ihm getrennt worden.

Vierundzwanzig Stunden lang stand da der Zug – mit uns drinnen. Es war darin so heiß geworden, dass sich viele ihre Kleider vom Leibe rissen. Der Waggon hatte ja nur ganz winzige Fenster, und die waren zudem vergittert und mit Stacheldraht gesichert. Endlich fuhr der Zug ab – mit unbekanntem Ziel. Nach ein oder zwei Stunden waren einige meiner Leidensgenossen erstickt, tot, aber sie konnten nicht einmal umfallen, weil es einfach keinen Platz dafür gab. Es war ein grausames Bild: Die Toten und die Lebenden standen aufgefädelt in der Reihe. An der Plattform vorne und an den Türen standen die Kommandos in der schwarzen Uniform und haben auf alles geschossen, was sich nur irgendwo bewegt hat. Einige Menschen sind durch die aufgebrochenen Fenster hinaus gesprungen, und die Uniformierten haben sich daraus einen sportlichen Wettbewerb gemacht – sie haben gewettet und dann gezielt, wer mehr von uns erwischt.

In unserem Waggon waren einige junge Leute, neben mir eben auch der Sohn des Rabbiners, und den versuchte ich, zur Flucht zu überreden: „Hör mal Alther, wir werden hier rausspringen“, sagte ich, aber er hatte schreckliche Angst. Ich versuchte ihn zu beruhigen: „Wir machen das schon. Ich hebe dich hinauf, schubse dich aus dem Fenster, es wird schon gut gehen. Wir gehen neben

den Geleisen entlang, du wirst dich retten können.“ Ich versicherte ihm, den Weg zu einem Schlepper zu kennen, der uns dann nach Ungarn in Sicherheit bringen würde. Er hat dann zugestimmt, und so bin ich zwei jungen Männern auf die Schultern geklettert, um das vergitterte Fenster zu erreichen. Es war ein eisiger Wind, aber ich begann mit einem kleinen Taschenmesser, mit einem Schlüssel und mit der Hand, um die ich einen Fetzen Hemd gewickelt hatte, den Stacheldraht zu lockern und auseinander zu biegen „Jetzt“, wollte ich wissen, „wer geht als erstes? Ich schupfe ihn raus.“

Aber sie hatten Angst. Keiner war bereit, das zu riskieren. Da habe ich gesagt: „Gut, ich gehe als erster.“ Ich habe mich halb auf das Dach gezogen, mich mit den Beinen von der Waggonwand abgestoßen – und bin ins Ungewisse gesprungen. Da erst ist mir bewusst geworden, dass ich nicht der einzige war, der da die Flucht versucht – das merkte ich, als die Wachen von den Zugplattformen aus mit Maschinenpistolen die Flüchtigen zu jagen begannen. Viele wurden erschossen. Ich selbst war zwischen zwei Toten auf ein Nebengleis gefallen und habe mir an einem scharfen Stein meine Hand bis auf den Knochen verletzt. Mit den restlichen Fetzen meines Hemdes habe ich die blutende Wunde abgebunden, und als der Zug außer Sichtweite war, haben wir uns am Gleisrand gesammelt und sind gemeinsam Richtung Kolomea gegangen – den Schrecken noch in den Knochen.

Unterwegs schlossen sich uns immer wieder einzelne Personen an, die sich aus irgendwelchen Verstecken im Wald oder in Scheunen herausgewagt hatten. Bei Tagesanbruch haben wir unseren Marsch unterbrochen und uns im Wald, im Gestrüpp versteckt. Unsere Gruppe bestand aus achtundzwanzig Männern, soweit ich mich erinnern kann, und wir waren verabredet, am Abend weiter in Richtung Kolomea zu gehen. So war es geplant – doch während des Marsches hat meine Hand wieder stärker zu bluten begonnen, und so habe ich noch ein Stück aus meinem Hemd herausgerissen und versucht, die Blutung zu stillen. Doch ich hatte offensichtlich schon sehr viel Blut verloren, ich war schwach und konnte mit dem Tempo der anderen jungen Leuten



nicht mehr mithalten und bin mit einem Abstand von rund eineinhalb Stunden zurückgeblieben. Das hat mir – wieder einmal – das Leben gerettet!

Ich erreichte die Ghettomauern von Kolomea um etwa sechs Uhr früh und bin unbemerkt hinübergeklettert. Im Ghetto habe ich mich versteckt, und am Nachmittag habe ich dann zwei schlechte Neuigkeiten erfahren: Erstens, dass der Oberrabbiner Hager umgekommen war; und zweitens, dass die Gestapo alle achtundzwanzig meiner Gruppe kurz nach unserer Trennung erwischt hatte. Auf dem Gelände jener Landwirtschaftsschule, die der Mäzen und Wohltäter Baron Maurice de Hirsch errichtet hatte, wurden sie alle sofort erschossen.

Ich bin dann zu unserem Arzt gegangen, der mir die verletzte Hand genäht und verbunden hat. Er war höchst erstaunt, dass sich bisher keine Sepsis oder Entzündung eingestellt hatte – da ich ja die offene Wunde auf der Flucht nie desinfizieren konnte. Ich bin einige Tage im Ghetto geblieben und habe verzweifelt versucht zu erfahren, wo meine Mutter war – aber ich fand sie nicht. Und so bin ich aus dem Ghetto zu den Schleppern zurück, wo mein Bruder schon gewartet hat. Für diesen Weg in die Karpaten habe ich zwei Nächte gebraucht, denn am Tag musste ich mich ja verstecken. In einer Gruppe haben wir dann die tief verschneiten Karpaten Richtung Ungarn überquert. Unterwegs haben die Schlepper versucht, auch mich zu erpressen, haben aber – mit Rücksicht auf das Andenken meines Vaters – bald davon abgelassen. Die Nächte auf dieser Flucht verbrachten wir in Heuschobern oder in Almhütten. Und so bin ich mit meinem Bruder und meinem Cousin nach Ungarn gekommen.

## 5. Als U-Boot in Ungarn

Außer uns zwei Brüdern, Marian und mir, bestand unsere Flüchtlingsgruppe aus meinem Cousin Buziò Krumholz, aus Klara Aschkenazy, einer Witwe aus Kolomea, einem Mann namens Heinmann und einem Herrn Jusek Stern, der ebenfalls aus Kolomea und zwar aus einer bekannten Bierbrauerfamilie stammte. Stern hat später ein junges Mädchen aus unserer Gruppe geheiratet, die zufälligerweise auch Gertner hieß, mit uns aber nicht verwandt war, und die übrigens auf der Flucht einen jungen Burschen, der von seinem Vater auf diesen ungewissen Weg in die Freiheit geschickt worden war, fürsorglich betreut hat.

Man kann sich vorstellen, wie uns zumute gewesen ist, nachdem wir unsere Mutter im Ghetto von Kolomea nicht gefunden hatten. Ich hatte mir ja vorgenommen, sie Sonntag Früh mit Hilfe des Rabbiners Hager ausfindig zu machen, aber als uns dann die Nazis erwischt haben, konnte davon keine Rede mehr sein. So sind wir also schweren Herzens mit den Schleppern nach Ungarn geflüchtet.

In den Karpaten gab es um diese Zeit schon viel Schnee – doch wenngleich ziemlich geschwächt, sind wir da doch brav mitmarschiert. Der Ukrainer, der uns geführt hat, war mit einem Karabiner bewaffnet, und wir hatten alle Angst vor ihm. Es ging ja das Gerücht, dass andere Flüchtlinge von ihren Schleppern unterwegs umgebracht worden waren.

In der ersten Ortschaft, die wir in Ungarn erreichten, in Tiszabogdány, hat man uns die ukrainische Tracht der Region angezogen. Dann ging es mit der Eisenbahn – unter Begleitung eines Bauern aus dem Dorf – weiter nach Marmarosch-Sziget, wo wir in verschiedenen Häusern untergebracht wurden. Dort warteten wir dann auf eine Gelegenheit, nach Budapest weiterzufahren – wobei wir uns nur sehr vorsichtig auf den Straßen bewegen durften, um nicht aufzufallen. Dort habe ich auch alte

Bekannte aus Kosow getroffen, unter anderem Vater und Sohn Milbauer und die Familie Wundermann aus Delatyn. Im Laufe der folgenden Tage sind wir dann jeweils zu zweit oder zu dritt – in Begleitung eines jungen Juden und alle mit gefälschten Ausweisen – nach Budapest gefahren. Und damit haben die Jahre begonnen, die wir als U-Boote, wie man sagt, in Ungarn verlebt haben.

Wir erfuhren, dass es in Budapest auch ein polnisches Komitee gab, bei dem sich polnische Emigranten als „Arier“ legitimieren lassen konnten, ohne darüber nähere Einzelheiten zu wissen. Doch dann hörten wir, dass es auch eine polnische Zeitung gäbe, und so sind wir dann in diese Redaktion gegangen, um uns nach dem Verbleib von Dr. Stanislav Vincenz zu erkundigen, von dem wir wussten, dass er ebenfalls hierher emigriert war. Der Chefredakteur, Dr. Janitzki, kannte Dr. Vincenz sehr gut und sagte uns, dass er in der Nähe der ungarischen Hauptstadt lebe. Hierauf verständigte er Dr. Vincenz, und wir konnten auch innerhalb von zwei Tagen mit ihm Kontakt aufnehmen.

Zum besseren Verständnis der Situation ist hier folgendes einzufügen: Wenn sich ein polnischer Flüchtling in Ungarn „legalisieren“ lassen wollte, so war das eine einigermaßen aufwendige Ochsentour. Zuerst hatte er sich beim zuständigen Beamten zu melden, einem Herrn Roletzki, der einst im polnischen Stanislaw Staatsanwalt gewesen war. Ihm musste man seinen „neuen“ Namen und seine persönlichen Daten aufsagen, und hatte man diese Prüfung bestanden, wurde man ins Innenministerium geschickt, wo man sich bei einem ungarischen Vernehmungs-offizier und einem polnischen Beamten vorzustellen hatte. Letzterer hieß Krzemien und war in Polen Oberst gewesen. Von ihm wurde man dann in ein Lager eingewiesen – wovon es zwei verschiedene gab: eines für polnische Juden mit gefälschten „arischen“ Papieren und eines für polnische „Arier“.

Wir konnten uns all das ersparen, denn der bei den Ungarn wie den Polen gleichermaßen sehr angesehene Dr. Vincenz intervenierte für uns bei József Antal, dem Sektionschef des Innenministeriums – der übrigens der Vater des ersten freige-

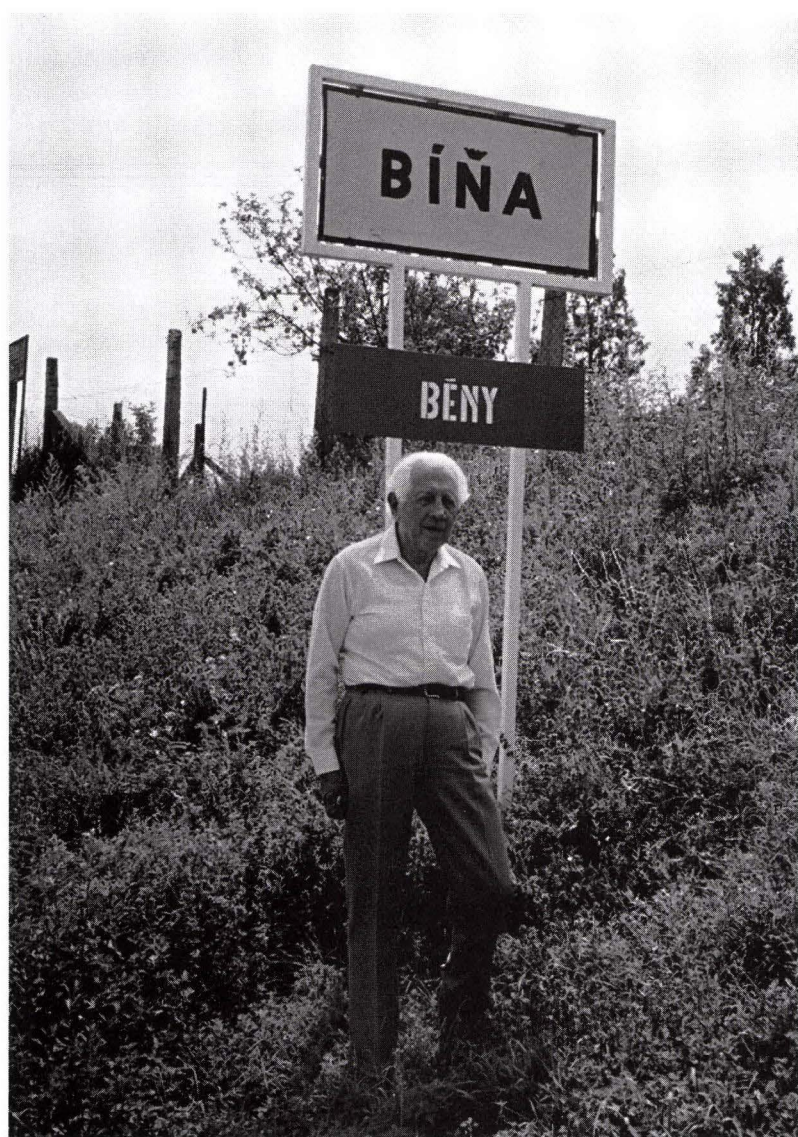


wählten ungarischen Ministerpräsidenten nach dem Ende des Kommunismus 1989 war. So wurden wir unmittelbar in das Lager nach Bény eingewiesen, wohin wir von einem ein Freund des Dr. Vincenz, dem einstige Vize-Wojwoden Rogowski aus Tarnopol, gebracht wurden.

### **Kuriere fürs Vaterland**

Das Lager war im Kastell des kleinen Dorfes Bény, unweit von Esztergom, dem Sitz des Fürsterzbischofs und Primas von Ungarn, untergebracht und beherbergte nur „arische“ Männer aus Polen – wir sind dort die ersten Juden mit „arischen“ Dokumenten gewesen. Dieses Lager war das Zentrum des illegalen polnischen Widerstandes, dessen Organisation bis zu den Exil-Polen in England reichte. Von hier aus wurden auch die geheimen Kurierdienste zwischen Polen und Ungarn organisiert, wobei meist junge Burschen als Kuriere eingesetzt waren, die alle Routen über die Hohe Tatra kannten und so im Sommer wie im Winter den Weg von Polen über die Tschechoslowakei nach Ungarn schaffen konnten. Wir waren dort ebenfalls als „polnische Kuriere“ untergebracht: es hieß offiziell, dass wir für die polnische Untergrundbewegung tätig seien und man uns deshalb in jeder Hinsicht unterstützen sollte. Auch einem Schulkollegen aus Kosow, den Marian und ich dort getroffen haben, wurde eingebläut, dass wir sehr wichtige politische Persönlichkeiten im Dienst der polnischen Regierung und Untergrundbewegung seien. So dauerte es dann auch nicht mehr lange, bis wir völlig legal vom Lager in eine Wohnung im Dorf übersiedeln konnten.

In diesem Lager haben wir auch eine Reihe anderer geflohener Juden getroffen. Da kamen etwa zwei junge Burschen herein, die den langen Weg von Lemberg nach Budapest unter vielen Gefahren zu Fuß zurückgelegt hatten. Niemand hätte auf Grund ihres Aussehens oder Auftretens glauben können, dass es sich bei den beiden um Juden handelte – und so sind sie auch ohne weiteren Aufhebens ins „polnisch-arische“ Lager gebracht worden.



*Lokalausweis im ehemaligen ungarischen Lager Bény,  
heute Slowakei*

Sie habe uns dann die Geschichte ihrer Flucht aus dem Ghetto erzählt.

Aus Krakau hierher geflohen war auch Frau Cukrowska mit ihrem rund fünf Jahre alten Jungen. Sie hatte vorher Silber geheißen und wohnte nun bei einem Bauern außerhalb des Lagers. Wenig später lernten wir auch Julius Grzyb und seine Freundin Genia kennen, die ebenfalls bei einem Dorfbauern Unterschlupf gefunden hatten. In seinem „früheren Leben“ in Krakau hatte Grzyb Elek Großmann geheißen; er war zusammen mit seiner Freundin – mit arischen Papieren – in Wien gewesen, bis ihnen der Boden unter den Füßen zu heiß wurde und beide mit Hilfe von Schleppern nach Budapest flüchteten. Heute wohnen sie als altes Ehepaar mit ihren Kindern in Toronto in Kanada.

Wir konnten also nun im Dorf leben, und nutzten so wiederholt die Gelegenheit, Dr. Vincenz und seine Familie in Nógrád-Verecze bei Vác zu besuchen. Damals lernten wir auch Ingenieur Haidu und seine Frau kennen, beide gebürtige Ungarn, die vor dem Krieg in Lemberg gelebt hatten. Der Ingenieur war übrigens Generalvertreter der amerikanischen Maschinenbaufirma Ingersoll Rand.

### **Wer ist Jadzia? Wie ich meine Frau kennen lernte**

In diesen Tagen habe ich auch meine Frau kennen gelernt, und zwar unter eher mysteriösen Umständen: Mein Freund, Alexander (Elek) Großmann, der damals, wie gesagt, unter dem Namen Julius Grzyb lebte, ist zu mir gekommen und hat mir ein Telegramm gezeigt, das auf einer ungarischen Grenzstation nahe Österreich aufgegeben worden war: „Komme morgen mit dem Zug in Bény an. Jadzia.“ – „Wer ist Jadzia?“, fragte ich. Das eben sei auch seine Frage, antwortete Grzyb. Denn in seinem ganzen Leben habe er nur eine einzige Jadzia kennen gelernt, nämlich eine Jadzia Mandecka, und das sei in Wien gewesen, wo sie sich mit ihren falschen Papieren aufgehalten habe. Um die könne es sich aber keinesfalls handeln, meinte er, denn diese Jadzia sei ja von der Gestapo verhaftet und in das „Hotel Metropol“ am Wiener



Morzinplatz gebracht worden; von da sei sie – wenn sie dort überhaupt lebend herausgekommen war – ganz bestimmt in einem KZ gelandet. Und weil er gar keine Idee hatte, wer denn das sein könnte, fürchtete er, dass es eine Falle sein könnte – schließlich war er selbst von Wien nach Budapest geflüchtet, weil man ihn dort hatte verhaften wollen, und so war es gut möglich, dass man ihm nun nachspionierte. „Ich habe ganz einfach Angst, zum Bahnhof zu gehen“, sagte Alexander – und so haben wir vereinbart, dass mein Bruder Marian und ich zum Bahnhof gehen und er sich etwas weiter weg versteckt halten soll.

Kurz darauf auf dem Bahnhof: die Leute steigen alle aus dem Zug aus – und schließlich kommt ein junges schönes Mädchen in einem Mantel und mit Holzschuhen auf uns zu. Sie hat mich deutsch angesprochen, und ich habe sie gefragt, ob sie denn nicht ungarisch könne. Nein, sie spreche nur deutsch – und eventuell polnisch. Da wusste ich, es war jene Jadzia aus Wien, und ich habe Alexander gerufen. Wir haben sie mitgenommen, und sie hat uns von ihrer Odyssee erzählt: Sie war eine Jüdin aus Lemberg, hieß Grüner und hatte in Krakau gemeinsam mit ihrer Schwester – beide mit falschen Papieren – in einem Restaurant gearbeitet – bis ein Kellner sie verraten und angezeigt hat. Dann haben sich die beiden aus dem Staub gemacht, haben sich freiwillig zur Arbeit nach Deutschland gemeldet und sind so nach Wien gekommen. Beide sind unter falschem Namen und unterschiedlicher falscher Herkunft aufgetreten, sie hatten verschiedene Jobs und haben sich niemandem als Schwestern zu erkennen gegeben.

Doch eines Tages wurde Jadzia abermals von irgend jemandem angezeigt, von der Gestapo verhaftet und ins Gefängnis verschleppt. Dort bekam sie heftige Halsschmerzen und hohes Fieber; der Arzt diagnostizierte Diphtherie – obwohl es sich gottlob nur um eine Angina gehandelt hat. Im Spital hat sie jedenfalls das Thermometer manipuliert, gab so vor, weiterhin hohes Fieber zu haben, und ließ sich von einer Freundin, die sie dort besuchen durfte, heimlich ein Kleid ins Spital bringen. Das hat sich Jadzia dann übergezogen und hat daraufhin ohne viel Federlesens gemeinsam mit der Freundin das Krankenhaus verlassen – eine

höchst gefährliches Angelegenheit, wo sie doch keinerlei Personaldokumente besaß. Drei Wochen lang hatte sie sich in einem Schrebergartenhaus im zehnten Wiener Gemeindebezirk versteckt, dann nahm sie mit jenem Schlepper, der auch Elek Großmann vulgo Julius Grzyb nach Ungarn gebracht hatte, Kontakt auf und ließ sich von ihm ebenfalls nach Ungarn schmuggeln. Über Vermittlung von Dr. Vincenz wurde sie dort im polnischen Komitee registriert und ins Lager Ebed, eingewiesen.

Das war ihre Geschichte. Wir sind uns mit der Zeit näher gekommen, und später habe ich Jadzia – eine Abkürzung des polnischen Vornamens Jadwiga – geheiratet. Das war aber erst in Rumänien – und vorher hatten wir noch schwere und aufregende Zeiten zu durchleben.

### **Dr. Vincenz, der Freund der Familie, als Lebensretter**

Immer wieder sind einzelne Personen oder auch kleine Gruppen von Polen herüber nach Ungarn gekommen – so waren wir über die Vorkommnisse zu Hause informiert, erfuhren auch von weiteren „Aktionen“ und von der fast völligen Ausrottung der Juden dort. Und wir mussten auch hören, dass es Ende Oktober 1942 zur „Liquidierung“ des Kosower Ghettos gekommen war.

Wiederholt besuchten wir Dr. Vincenz, der, obwohl selbst Flüchtling, unendlich viel getan hat, um anderen zu helfen. In diesem Zusammenhang will ich zwei bemerkenswerte Episoden wiedergeben, von denen eine allerdings etwas grotesker Natur ist. Ich habe bereits den Ingenieur Haidu erwähnt. Dessen Schwager hieß Dr. Neuspiel, war Rechtsanwalt in Wien und war ohne Dokumente mit seiner Frau nach Ungarn geflüchtet. Und nun war er da und wusste nicht wohin und wie er hier überleben sollte. Ingenieur Haidu wagte es nicht, seine Verwandten bei sich aufzunehmen, da er ja selber Jude war. Also wandte man sich gemeinsam an Dr. Vincenz und bat ihn, auch diese beiden als Polen registrieren zu lassen. Das war nicht leicht, zumal Haidus Schwager und Schwägerin kein Wort Polnisch sprachen. Doch Dr. Vincenz

legte sich für die beiden beim Komitee ins Zeug – und behauptete dort ohne mit der Wimper zu zucken, dass dieses Ehepaar jeweils einer einst jüdischen Familie entstamme, in der niemals polnisch gesprochen worden war. Das Ergebnis: Die beiden wurden registriert.

Im zweiten Fall geht es um Lipe Mendel Friedman, den Neffen des Rabbiners von Rachow, einem kleinen Städtchen in den ungarischen Karpaten. Er war ohne Papiere illegal nach Budapest gekommen und wusste nun weder aus noch ein. Auch ihm versprach Dr. Vincenz, alles zu unternehmen, um ihn als Polen registrieren zu lassen. Friedman musste jedoch einige Vorleistungen bringen, so zu allererst seinen Bart abrasieren. Dann nahm Dr. Vincenz mit Friedman jene drei Fragen durch, die man ihm vor dem Komitee stellen und die der Kandidat auf polnisch zu beantworten haben würde: Erstens werde er, Friedman, nach seinem Namen gefragt werden. „Du heißt Stanislaw Ziembra“, sagte Vincenz, „und du darfst dir jetzt noch aussuchen, welcher davon dein Vorname sein soll.“ Zweitens werde er nach seiner Religionszugehörigkeit gefragt werden: „Wenn man dich danach fragt“, trichterte ihm Dr. Vincenz ein, „so antworte mit ‚rzysko katolicki‘, das heißt ‚römisch-katholisch‘.“ Friedman nickte voller Verständnis. Und drittens, meinte Vincenz, wird man ihn fragen, welchen Beruf er ausübe – „Dann antworte: ‚Pomoc fryzjerska‘, das heißt Friseurgehilfe.“

Vincenz spielte diese Situation mehrmals mit Friedman durch, und der erwies sich als sehr gelehriger Schüler und antwortete auf jede Frage wie aus der Pistole geschossen. Doch als dann der arme Kerl wirklich vor dem Komitee stand – da beantwortete er die Frage nach seinem Namen zwar noch korrekt, wie es ihm Vincenz gesagt hatte, doch als seine Religion gab er in seinem schwachen Polnisch „Friseurgehilfe“ an – und als seinen Beruf „römisch-katholisch“. Alle lachten sie wie verrückt, und der Vorsitzende schrie: „Katholisch von Beruf! Wahrscheinlich ist er ein Pfarrer!“ Vincenz aber konnte noch alles ausbügeln, und Friedman bekam seine Registrierung. Auch Friedmans Onkel hat übrigens überlebt und ist nach dem Krieg Rabbiner in Lugano gewesen.



Sonst hatten wir aber wirklich nicht viel zu lachen. Wir erhielten furchtbare Nachrichten – aus Polen, aus Belgien, aus Holland, aus Frankreich; und wir erfuhren, welche und wie viele Menschen man in die zahlreichen KZs verschleppt und dort umgebracht hatte. Damit verglichen haben wir damals in Ungarn eigentlich ein relativ ruhiges Leben geführt. Mein Bruder half in diesen Monaten im Nachbardorf Csata den Bauern bei der Ernte, er verdiente dabei zwar nur ein paar Pengö, bekam aber dafür jedenfalls gutes Essen. Und auch ich habe dort ein paar Mal mitgearbeitet. Ansonsten hatten wir natürlich weiterhin Angst, aber – wir durften überleben. Wir schnappten jedwede Nachricht auf, verfolgten die sich ständig ändernden Frontlinien, tauschten Informationen aus, und wir erwarteten sehnlichst das Ende dieses Krieges und der Naziverbrechen.

### **Mit einem kühnen Trick aus dem Gefängnis**

Am 19. März 1943 marschierten die Deutschen in Ungarn ein, und sofort verbreitete sich unter sämtlichen Flüchtlingen Angst und Schrecken. Um die Situation besser einschätzen zu können, fuhr ich gleich am Tag nach dem Einmarsch nach Budapest und traf mich dort mit zwei Freunden zum Mittagessen. Da betrat Ingenieur Haidu in Begleitung zweier Herren den Raum. Ich stand auf, wollte ihn herzlich begrüßen, verwundert ihn in diesem vor allem von Flüchtlingen frequentierten Lokal zu treffen, – in diesem Augenblick verhafteten mich seine beiden Begleiter. Die Sachlage aber war die: Ich hatte Haidu die Adresse eines Polen vermittelt, der falsche „arische“ Dokumente beschaffen konnte, und Haidu, der von den Nazis geschnappt worden war, war von ihnen gezwungen worden, sie zu mir zu führen. Auf der Fahrt ins Gefängnis gelang es mir noch, unbemerkt meinen Meldezettel zu zerreißen, um eine falsche Adresse angeben zu können.

Die Zelle, in die ich gebracht wurde, war eigentlich ein großer Saal. Da saß ich nun gemeinsam mit zahlreichen nach dem deutschen Einmarsch verhafteten ungarischen Persönlichkeiten ein, unter anderem mit dem bekannten Komponisten Oskar Zerkowics,

dem exponierten Sozialisten Josef Faust, ferner mit Männern wie Tibor Kelemen, Imre Vajda, Ferenc Schäfer – wenigstens war ich also in guter Gesellschaft.

In jedem Stockwerk des Gebäudes waren vier, fünf solcher Säle voll von Häftlingen. Dreimal täglich brachten uns zwei Mithäftlinge das karge Essen und sammelten nach einer halben Stunde das Essgeschirr wieder ein. Eigentlich hätte sie bei dieser Tätigkeit stets ein Polizist begleiten sollen, doch der saß gewöhnlich irgendwo herum und trank einen Schluck aus seiner Flasche. Ich hatte unter meiner Kleidung Geld versteckt, und so konnte ich einen Wachtmeister mit ein paar Scheinen dazu überreden, einen Brief von mir an Frau Haidu weiterzuleiten. Sie war ja nicht verhaftet worden, und auch ihren Mann hatte man – auf Grund der guten Beziehungen seines Bruders – wieder freigelassen. Der Wachtmeister brachte mir dann ein Paket mit, das mir Jadzia und mein Bruder geschickt hatten. Sie wussten also, dass ich mich zur Zeit im Gefängnis befand, und wir konnten auch von Zeit zu Zeit Nachrichten austauschen.

Eines Sonntagsmorgens, als eben das Frühstück ausgeteilt wurde, fragte ich einen der beiden Mithäftlinge, ob ich ihn nicht eine halbe Stunde lang, bis er das Geschirr wieder einzuholen hatte, vertreten könne – das Treppensteigen wäre gut für meinen labilen Kreislauf. Dieses Argument – und vor allem hundert Pengö – überzeugten ihn, und so begleitete ich seinen Kollegen, und wir trugen nun bis zum letzten Stockwerk hinauf das Essen aus. Als wir damit fertig waren, schlug der andere vor, uns doch eine halbe Stunde lang auszuruhen. „Jetzt wäre es halt schön, eine Zigarette zu rauchen“, regte ich an. Er meinte daraufhin, das wäre kein Problem, wenn man das nötige Geld dazu hätte. Also zog ich abermals hundert Pengö aus der Wäsche, und als er damit weglaufen wollte, bat ich ihn noch schnell, pünktlich zurück zu sein, da ja das gebrauchte Geschirr an den diensthabenden Polizisten abzuliefern sei.

Als er verschwunden war, stieg ich die Treppe bis ganz oben hinauf, öffnete die Türe zum Dachboden, kroch durch eine Luke auf das Dach und hantelte mich über eine Regenrinne, eine Drahtleitung und über die Ziegelmauer hinunter in den

Gefängnishof – glücklicherweise befand sich die Wache gerade auf der anderen Seite des Gebäudes. Der Sonntag war Besuchstag, an dem die Leute, jeweils in Gruppen zu zehn Personen, mit einem Passierschein ins Gebäude hereingelassen wurden – und ich reihte mich also in die lange Schlange der Wartenden ein. Als ich endlich zu einem Unteroffizier kam, sprach ich ihn auf Ungarisch an und ersuchte ihn – in Anbetracht der guten ungarisch-polnischen Freundschaft – einem Freund, der ein polnischer Oberst sei, ein Paket übergeben zu dürfen. Schon wollte er mir einen Passierschein ausfüllen – da musste ich doch plötzlich feststellen, dass ich mein Paket zu Hause vergessen hatte. Ich würde aber, sagte ich, nur fünf Minuten nur von hier entfernt wohnen, er möge mich also, wenn ich zurückkomme, doch außerhalb der Reihe wieder einlassen, sonst würde ich es nicht mehr rechtzeitig schaffen.

Da hat er mich wirklich an der Hand genommen und ist mit mir zum Posten am Tor gegangen: „Das ist ein Bekannter. Sein Vater ist polnischer Offizier und dessen Sohn, sein Freund, ist hier inhaftiert. Lass ihn doch bitte, wenn er wiederkommt, ohne Schlange stehen zu müssen wieder hinein“. So hat mich der gefällige Unteroffizier ganz „offiziell“ aus dem Gefängnis hinausbegleitet.

## **Überleben in Budapest mit Jadzia und Marian**

Auf diese Weise konnte ich also aus dem Gefängnis fliehen. Ich bin dann sofort in die Stadt gefahren, zum Treffpunkt der polnischen Juden, dort traf ich einen Bekannten, und der erzählte mir, dass Marian und Jadzia eben bei einem Anwalt seien, um etwas für meine Befreiung zu bewirken. Ich habe dann Jadzia auch gefunden –

und sie war nicht weniger froh als ich, mich wieder in Freiheit zu sehen.

Natürlich konnte ich nun nicht mehr nach Bény zurück – dort wusste die Polizei ja bereits von meiner Verhaftung und anschließender Flucht –, und so sah ich mich in Budapest nach einem neuen Ausweis mit anderem Namen und anderem Her-



kunftsvermerk um. Einer meiner Freunde war dort bei einem Friseur tätig und überredete mich, unbedingt meine Haare färben zu lassen. Also ging ich mit ihm zu seinem Meister, dessen Geschäft in Ujpest, einer Budapester Vorstadt, gelegen war und der, wie mir mein Freund sagte, in seinem Metier ein großer Künstler wäre, dem ich meine Haarfarbe getrost überlassen könne. Ich drückte mich also in den Friseurstuhl und überließ



*Im ungarischen Gefängnis nach Einmarsch der Deutschen:  
Links Danek mit drei Mithäftlingen, den Brüdern Zielinski*

mich meinem Schicksal. Der Maestro rieb mir eine Flüssigkeit in das Haar, danach eine weitere, wusch und trocknete – drei Stunden bin ich dort gesessen. Dann endlich begutachtete er wohlgefällig sein Werk, befand es für gut, und hielt mir stolz einen Spiegel vors Gesicht. Was ich da zu sehen bekam, war ein Riesenschock: Mein Haar war grellrot! „Um Gottes Willen“, schrie ich, „was kann man da noch machen?“ Seelenruhig schlug er vor, es abermals und diesmal mit schwarzer Farbe zu versuchen. Das lehnte ich aber nach allem vehement ab, und ich bat ihn nur, mir die Haare ganz kurz zu schneiden.

Als ich wenig später Jadzia in der Innenstadt traf, spiegelte sich in ihrem Gesicht weniger Überraschung als Schrecken. Und als

wir am darauffolgenden Tag gemeinsam ein Restaurant aufsuchten, meinte der Oberkellner, als er die Rechnung schrieb, auch tatsächlich: „Sie waren doch schon bei uns, doch da hatten Ihre Haare eine andere Farbe.“ Das war auch das letzte Mal, dass wir diese Gaststätte aufgesucht haben.

Auch für meinen Bruder wurde es in Bény allmählich zu gefährlich, zumal ihn der Polizeichef aus Kement wiederholt besuchte und ihn nach meinem Aufenthaltsort ausfragte. Wir überlegten also, wie wir aus Ungarn herauskommen könnten, und dabei dachten wir zunächst an eine Flucht in die Tschechoslowakei. Das aber wäre sicher genau das Falsche gewesen wäre und hätte einen Schritt zurück bedeutet. So sind wir schließlich mit dem Zug nahe an die slowakische Grenze gefahren, dort hat Marian den Kontakt zu Schleppern gesucht – und bald war er gemeinsam mit einer Gruppe auf dem Weg über die grüne Grenze.

Doch dann geschah es! Offenbar sind sie von einem der Schlepper verraten worden, denn die ganze Gruppe wurde gefangen genommen und in das Gefängnis nach Ersek-Ujvár gebracht, wo man bereits viele ungarische Juden zusammengetrieben hatte, um sie dann weiter nach Auschwitz zu transportieren. Glücklicherweise konnte mein Bruder Papiere vorzeigen, die ihn als Polen auswiesen – und man überstellte ihn in das Lager in Sátoraljaújhely unweit der slowakischen Grenze, das der ungarischen Militärverwaltung unterstand. Allerdings wurden auch in diesem Lager die Menschen für Deportationszüge nach Auschwitz „ausortiert“ – doch gelang es meinem Bruder dank seiner ausgezeichneten Ungarischkenntnisse, mit dem ungarischen Lagerleiter, einem Offizier, Verbindung aufzunehmen. Der erklärte sich bereit, ihn und eine kleine polnische Gruppe aus dem Lager zu entlassen – um den Preis eines hohen Geldbetrages sowie einer Leica, Uhren und anderer Wertgegenstände. Daraufhin wurde Jadzia verständigt, sie fuhr mit einem falschen Passierschein in das Lager – was sehr riskant war –, suchte den Leiter auf und nahm die lebensrettende „Bestellung“ auf.

Es ist ihr sogar gelungen, für ihn eine Ausgangsgenehmigung in die Stadt zu organisieren. Seine jüdischen Leidensgenossen, denen

er ebenfalls die Entlassung erkaufen wollte, hatten größte Sorge, dass er nicht mehr zu ihnen ins Lager zurückkehren würde – daher hatten sie ihn kurzfristig sogar in die Toilette eingesperrt. Im Endeffekt haben sich Marian und Jadzia dann doch kurz in der Stadt aufgehalten und Marian ist selbstverständlich auch wieder ins Lager zu den anderen zurückgekehrt.

Ich selbst habe an diesem Tag in Budapest Kontakt zu einem Schlepper nach Rumänien aufgenommen. Am Abend saß ich mit einigen Freunden in einem Café auf der Budapester Rákóczi Utca, und wir haben die Flucht nach Rumänien durchgesprochen. Als ich gerade gehen wollte, traten ein ungarischer Offizier und zwei Zivilisten an mich heran, verlangten nach meinem Ausweis und einer sagte auf Deutsch: „Sie kommen mit!“ In diesem Augenblick wurde mir klar, dass durch mich die ganze Gruppe an meinem Tisch gefährdet war – und blitzschnell versetzte ich dem Offizier einen so heftigen Stoß, dass er auf die ihn begleitenden Zivilisten stolperte, und rannte wie verrückt davon. Doch die drei hatten sich rasch wieder erhoben und liefen hinter mir drein: „Allj meg, fogd meg“, schrien sie, „halt, stehen bleiben, haltet ihn ...“. Um Verwirrung zu stiften, schrie ich denselben Satz – als ob ich auch zu den Verfolgern gehörte, und die Leute auf der Straße verstanden überhaupt nicht, was da eigentlich los war. Wie immer, meine Flucht misslang, einige Straßen weiter haben sie mich doch erwischt. Sie brachten mich in das Kaffeehaus zurück, wo gottlob weder von meinen Freunden noch von den Schleppern eine Spur zu finden war.

Ich wurde in einem Arrestantenwagen auf die Polizeistation gebracht. Im Fond des Wagens kauern und zerfetzte ich abermals meinen Meldezettel – voller Angst, dass sie auf Grund dieses Dokuments meine Jadzia, die am nächsten oder übernächsten Tag aus dem Lager Sátorlajújhely zurückkommen sollte, in der Wohnung erwarten und verhaften würden. Zusammen mit anderen Gefangenen wurden ich dann in das Gefangenenheim überstellt, und wir wurden alle auf drei Zellen aufgeteilt. Ich selbst war für Zelle 6 bestimmt worden, drückte mich aber – einer Eingebung folgend – zu den Leuten, die in Zelle 2 gesperrt wer-



den sollten. Dort, in Zelle 2, antwortete ich, nach meinem Namen gefragt: „Nowak Jan“ – und als solcher saß ich nun einige Tage lang im Arrest fest. Später habe ich erfahren, dass in eben diesen Tagen von diesem Gefängnis aus zwei Transporte nach Auschwitz abgegangen waren. Ich selbst wurde in das Lager auf der Insel Csepel nahe Budapest gebracht, das war ebenfalls ein Auffanglager für Auschwitz-Transporte. Der Lagerarzt, der als Häftling auch die Verwaltung leitete, ein gewisser Dr. Kelemen, war den Mitgefangenen gegenüber äußerst brutal. Und vor den Toren standen Wachen: deutsche Schupos und ungarische Polizisten.

Mittlerweile war Jadzia mit den gewünschten Dingen, die wir – natürlich noch vor meiner Verhaftung – mit schwerer Müh und Not in Budapest aufgetrieben haben, wieder bei Marian im Lager angekommen. Am Eingang in Sátorajáújhely wollte man ihre Taschen kontrollieren, doch da traute sie sich wieder etwas. Sie verweigerte das und wünschte den diensthabenden Lagerleiter zu sprechen. Der kam, brachte sie zu meinem Bruder und die Gegenstände wurden wie ausgemacht übergeben. Daraufhin setzte sich der Lagerkommandant zum Tisch, um die versprochenen 21 Passagierscheine für die polnische Gruppe auszustellen und zu unterzeichnen. Doch da stellte sich plötzlich heraus, dass die Gruppe aus 23 Personen bestand. Da tat Marian wieder etwas Atemberaubendes. Er schlüpfte in die Kanzlei hinein und stahl noch zwei weitere Passierscheine. Ein in dieser Hinsicht sehr „begabtes“ junges Mädchen, ihr (falscher arischer) Name war Rutka Piepszalek, hat dann die Unterschrift des Offiziers gefälscht. Eines dieser rettenden Dokumente erhielt damals auch unsere angeheiratete Cousine Edzia Krumholz, die heute noch in Wien lebt.

Jadzia und mein Bruder warteten danach im Bahnhof auf den Zug nach Budapest. Und als sie auf dem Perron standen, traf mit großem Trara eine Aufgebot an Polizei und Gendarmerie ein, riegelte den Bahnhof ab und führte eine hektische Razzia durch. Mein Bruder erklärte dem leitenden Offizier, dass er und die polnische Gruppe ordnungsgemäß entlassen worden wären. Der Polizist sah sich die Papiere genau an, nickte und verwies dann die Gruppe in den Warteraum. Als der Zug eintraf, durften sie

anstandslos einsteigen und wegfahren – und im Zug erfuhren sie dann auch die Hintergründe dieser Polizeiaktion. Man war auf der Jagd nach russischen Kriegsgefangenen, die in einem nahen Lager ihre Wachen erschlagen hatten und danach in die Wälder geflüchtet waren.

In Budapest angekommen, suchten Marian und Jadzia nach mir, konnten mich zunächst natürlich nicht finden, fragten aber im Verlauf der nächsten Stunden alle möglichen Bekannten – bis sie die Wahrheit erfuhren. Und obwohl Jadzia mich auf keinen Fall allein in Budapest zurücklassen wollte, drängte mein Bruder sie, doch unbedingt mit der nächsten Gruppe nach Rumänien zu fliehen. Und so geschah es auch. Gemeinsam mit Elek und Genia Großmann, die mit ihr in Wien und mit uns im Lager Bény gewesen waren, wurden sie von den Schleppern nach Nagyvárad (Großwardein) gebracht, wo man eine Flüchtlingsgruppe zusammenstellen wollte. Dort aber hat man Elek und Genia in einer Straßenbahn festgenommen und in das Budapester Gestapo-Gefängnis gebracht.

Ich selbst war immer noch im Lager in Csepel, wo ich mich – wie einige andere auch – zur Arbeit in einer Papierfabrik auf der Insel gemeldet hatte. Täglich ab halb acht haben wir dort Altpapier aus Waggons geladen, haben es sortiert, paketierte und zu den Maschinen in die Fabrikshallen gebracht. Dieses Fabriksgelände war mit einer rund einen Meter achtzig hohen Mauer umgeben, auf der drei Stacheldrahtreihen gespannt waren. Tagelang habe ich genau beobachtet, wie man uns in die Fabrik gebracht hat, habe auf jede Bewegung außerhalb der Mauer geachtet. So habe ich auch gesehen, wie die Leute mit der Straßenbahn über die Brücke nach Budapest fuhren und wie sie auch wieder zurückkamen. Und ich merkte mir genau, wie die Kontrollen in dieser Straßenbahn durchgeführt wurden. Vor der Brücke stieg jeweils die Polizei in die hinteren Waggons ein und bewegte sich vorwärts, von Wagen zu Wagen, und wenn die Elektrische auf der anderen Seite der Brücke ankam, waren sie eben mit ihrer Kontrolle fertig geworden.

Als ich an einem der nächsten Tage bei der Arbeit war, bat ich

einen Freund, mir die Räuberleiter zu machen. Er stellte sich also dicht an die Mauer, ich kletterte auf seine Schultern, warf mein Sakko auf den Stacheldraht, schwang mich darüber, und sprang auf der anderen Seite auf die Straße hinunter. Dort ordnete ich mich in den Strom der dahineilenden Leute ein und bestieg an der Haltestelle die Elektrische. In der Mitte der Brücke sah ich dann schon die Kontrolle, sprang also ab, ließ zwei Waggons passieren, war flugs schon wieder im Zug – und bin so auch dieser Gefahr entronnen.

In der Stadt informierten mich Freunde darüber, dass Jadzia nach Rumänien geflohen war, und auch, wo ich meinen Bruder finden konnte. Ich übernachtete bei einem Bekannten und traf Marian tags darauf. Er hatte bereits gehört, dass Jadzia gut in Arad angekommen war, und auch, dass man Elek und Genia in Nagyvárad festgenommen und ins Gestapo-Gefängnis in der Budapester Fő Utca gebracht hatte. Er hatte aber Mittel und Wege gefunden, den beiden im Gefängnis Pakete zukommen zu lassen – und er wollte aus Freundschaft zu den beiden auch weiterhin in der Stadt bleiben. Elek und Genia wurden in weiterer Folge nach Österreich gebracht, soweit ich mich erinnern kann nach Wiener Neustadt. Dort haben sie letztlich überlebt.

## **Hochzeit in Bukarest**

Ich selbst habe mich unmittelbar danach von einem Schlepper über Nagyvárad nach Rumänien bringen lassen. Es war ein historischer Tag, an dem ich die Grenze überschritt, denn an diesem 23. August 1944 hat Rumänien mit der Sowjetunion Frieden geschlossen.

Tags darauf war ich bereits in Arad, wo Jadzia ziemlich verzweifelt auf mich gewartet hatte. Als ich nun unvermutet auftauchte, waren Überraschung und Freude groß. Wir blieben einige Tage in Arad und begaben uns dann zusammen mit ungarischen Flüchtlingen mit dem Zug nach Bukarest. Mitten auf der Strecke sind wir von deutschen Flugzeugen heftig bombardiert worden – und sind wie verrückt aus dem Zug raus in die benachbarten



Wälder gerannt, um dem Bombenhagel zu entgehen. Man hat dann auf uns noch aus den Flugzeugen mit Maschinengewehren gezielt, doch ist uns Gott sei Dank nichts geschehen. Der Eisenbahnzug war allerdings so zerstört, dass er nicht mehr weiterfahren konnte. Und so machten wir uns zu Fuß Richtung Bukarest auf den Weg.

Stundenlang marschierten wir, bis wir plötzlich auf den ersten russischen Militärtransport trafen, der in Richtung Front nach Budapest unterwegs war. Die Hauptwelle hatte bereits passiert, als vor uns eine Streife auftauchte: ein Offizier und zwei Soldaten. Sie hielten uns an – und der Leutnant entdeckte meine Armbanduhr und forderte mich auf, sie ihm sofort zu geben. Ich antwortete ihm auf russisch, dass ich nicht daran dächte. Daraufhin haben wir uns gegenseitig angebrüllt: „Ich bin ein Flüchtling“, schrie ich, „ich habe mich bis jetzt den ganzen Krieg über gewehrt und durchgeschlagen. Und ich werde dir jetzt keine Uhr geben.“ Das alles war natürlich sehr unvorsichtig von mir, das gebe ich heute gerne zu. Jadzia stand blass vor Angst neben mir – und plötzlich hat er auch seinen Revolver gezogen!

Doch diesmal hatte ich Glück, denn neben uns hielt ein Militärwagen an, darauf ein Haufen von Soldaten mit Maschinenpistolen im Anschlag, ein Unteroffizier mit roter Armbinde stieg aus und wollte wissen, was hier vor sich gehe. Der Leutnant, der mich bedroht hatte, blieb stumm, ich aber hatte den Akzent des Mannes erkannt und war mir ziemlich sicher, dass er aus Lemberg stammte. Ich fragte ihn also auf polnisch, aus welchem Bezirk der Stadt er komme – „Aus Lytschakow, und du?“ – „Aus Grodecka.“ Da wollte er nun wissen, wie und warum ich hierher gekommen wäre und was der Leutnant von uns wolle. Ich sagte, dass er mir meine Uhr wegnehmen wolle, und die sei mein allerletzter Besitz. Der Unteroffizier erteilte einen Befehl, vier Soldaten sprangen aus dem Wagen und bedrohten nun ihrerseits den sowjetischen Leutnant: „Dieses Schwein will dir die Uhr wegnehmen? Der wird jetzt mit einem guten Beispiel vorangehen und an der Front kämpfen – und nicht unschuldige Zivilisten und

Flüchtlinge berauben!“ Ich fasste Mut und sagte: „Er wird nach ein paar Kilometer zurückkommen und mich erschießen.“ Da beruhigte er mich: „Dich wird er nicht erschießen, er kriegt keine Chance mehr, hier zu schießen, nur mehr auf die Deutschen. Meine Aufgabe ist es diese Einheit an die verbliebene Front zum Einsatz zu bringen. Diesen Kerl stelle ich in die erste Linie und passe auf, dass er auch wirklich an der Front bleibt.“ Sie waren nämlich unterwegs gewesen, um versprengte Soldaten einzusammeln.

Als sie weg waren, setzten wir unseren Marsch fort, kamen in das Städtchen Petroschan – und das wirkte fast wie ein Kurort, und so beschlossen wir, hier zwei Tage zu verbringen, ehe wir mit dem Zug nach Bukarest weiterfahren wollten. In der rumänischen Hauptstadt angekommen, meldeten wir uns dann beim Komitee für polnische Flüchtlinge. Ja, hieß es dort, polnische Flüchtlinge gäbe es hier en masse im Lager von Krajowa und noch in einem weiteren – da wären Juden und Nichtjuden, die bereits 1939 und auch noch später geflüchtet waren; viele von ihnen hätten sich bemüht, nach Palästina zu kommen, wären auch bereits in Bulgarien gewesen, hätten aber dann nach Bukarest zurückkehren müssen. Nun, unsere Absicht war das nicht – wir wollten unbedingt wieder mit meinem Bruder zusammenkommen. In Bukarest hatte ich auch einen Onkel und zwei Cousinen, und von diesen haben wir dann erfahren, dass sich unsere Tante aus Kosow, die Schwester meines Vaters, mit ihren zwei Kindern und unsrem Onkel Jehoschua nach Palästina gerettet hätte.

Kurz nachdem wir in Bukarest angekommen sind, ist Jadzia an einer Phlegmone erkrankt, die durch einen eitrigen Zahn entstanden war – sich jedoch bald und wie durch ein Wunder von selbst wieder aufgelöst hat. Ich traf dann den Rabbiner Rav Rubin aus Kimpelung; der hat Jadzia und mich getraut – und der bekannte Rabbiner aus Bobow, Rav Salomon Halberstam, ist ebenfalls bei unserer Trauung dabei gewesen. Am 28. September 1944 haben wir also in Bukarest geheiratet und dann auch für ein paar Freunde einen kleinen Empfang gegeben, mehr war damals nicht drin.

Nun ging es darum, in Bukarest irgendwie zu überleben. Wir mie-

teten eine kleine Wohnung, und ich hatte zum Glück noch etwas von zu Hause dabei, ein wenig Devisen und Schmuck, den ich verkaufen wollte. Wir mussten uns schließlich hier eine Existenz aufbauen – wenn auch nur vorübergehend, denn ich hatte nur einen Gedanken: nach Budapest zurückzugehen, um dort meinen guten Marian wiederzufinden, der ja dort geblieben war, um unseren Freunden, den Großmanns, Pakete ins Gestapo-Gefängnis zu bringen. Ich habe mich mit einem Griechen angefreundet, der ein kleines Lebensmittelgeschäft gehabt hat, und von ihm haben wir alle Lebensmittel zu sehr günstigen Preisen bekommen. Das war ganz wichtig, weil ja damals großer Mangel an allem geherrscht hat.

Eines Tages ging ich durch die Straßen von Bukarest und sah einige junge Männer in den Uniformen der Organisation Todt – das war eine paramilitärische Bau-Truppe, die mit der deutschen Wehrmacht kollaboriert hatte. Ich erkannte sofort drei von ihnen als ehemalige Studienkollegen von mir aus Lemberg, einer davon war Marian Nacht, ein Bruder des Schriftstellers Josef Nacht. Sie haben mir erzählt, dass sie im Hafen von Constanza arbeiteten, dass sie sich nach dem Pakt mit Russland wieder getraut haben, sich als Juden auszuweisen und dass man sie daraufhin freigelassen und mit Dokumenten versorgt habe. Jetzt seien sie in Bukarest und warteten auf eine Gelegenheit, nach Polen zurückzufahren. Sie wollten wissen, ob wir auch interessiert und bereit wären, nach Polen zu fahren, was ich entschieden verneinte. Ich wollte weiter nach Westen, alles andere war für mich uninteressant.

Die Sowjetarmee näherte sich Budapest. Ich fuhr daher nach Arad, um nicht zu weit von der ungarischen Hauptstadt und von meinem Bruder zu sein. Dann ging es weiter nach Nagyvárad, und als ich hörte, dass die Russen bereits mitten in Budapest kämpften, vereinbarte ich mit einem Sowjetoffizier, er möge mich – als Gegenleistung für meine Armbanduhr – auf seinem Lastwagen dorthin mitnehmen.

Am 6. Februar 1945 kam ich also in Budapest an – mit diversen Lebensmitteln, die ich für Freunde in dieser ausgehungerte Stadt mitgebracht hatte. Ich wusste, in welchem Kaffeehaus sich die polnischen Flüchtlinge aufhielten und begab ich mich auch gleich



dorthin. In der Stadt waren die Russen unterwegs, viele Häuserzeilen waren zerstört, überall lagen Viehkadaver auf der Straße herum. Ich habe mich nach Marian erkundigt, und man sagte mir, dass er für die Armee arbeite, und zwar als Dolmetscher. Und auch seine Braut sei mit ihm. Ich kannte Hella damals noch nicht, habe sie aber dann in dem Kaffeehaus kennen gelernt, und sie hat mir erzählt, dass die Truppe, in der Marian arbeite, eine besondere Einheit wäre, die gewisse Vorrechte genieße, und darum werde er auch in den nächsten Tagen nachhause kommen. Tatsächlich ist mein Bruder am nächsten Tag gekommen – die Freude und Erleichterung bei diesem Wiedersehen war unbeschreiblich. Wir sind dann auch in Budapest eine Weile zusammen geblieben, und zwar in der Rákos-Palota in Ujpest, wo er mit seiner Braut Hella und deren Vater wohnte. Wir blieben bis 25. März – dem Tag von Marians Hochzeit. Für uns war der Krieg jedenfalls zu Ende – auch wenn er in Deutschland noch einige blutige Wochen dauern sollte.



## 6. 1945: Freiheit und Neubeginn

Ich begab mich dann abermals nach Bukarest zu meiner Frau – die sich mittlerweile große Sorgen um ihre Schwester machte, die damals mit falschen arischen Papieren in Wien arbeitete. Sie war zur Gestapo vorgeladen worden, und, wie sich später herausstellte, hatte man sie nach rassistischen Merkmalen untersucht, ihren Kopf genau vermessen – und sie als „reine Arierin“ eingestuft.

Wir waren dann nur mehr kurze Zeit in Bukarest, meine Frau und ich, dann haben wir beschlossen, zurück nach Budapest zu fahren – die Familie sollte wieder vereint sein und von nun an zusammen bleiben. So haben wir einen Zug bis Arad genommen und sind von dort weiter nach Budapest gefahren. Mein Bruder war in der Zwischenzeit bereits mit einem russischen Offizier per Schiff auf der Donau nach Wien aufgebrochen. Dort hat er dann auch die Schwester meiner Frau ausfindig machen können, hat sie gesund und heil gefunden, ihr gleich auch Lebensmittel gebracht und ihr erzählt, dass wir alle gesund sind.

Der Offizier, mit dem mein Bruder nach Wien gefahren ist, muss übrigens ein bemerkenswerter Vogel gewesen sein. Er hatte eine große Leidenschaft: die Musik, und sein größter Wunsch war eine sogenannte „Quetsche“, also eine Ziehharmonika, und – es sollte eine der Marke Hohner sein. „Hohner“ war damals anscheinend sehr bekannt in Russland, und weil er zu Hause einmal auf so einer Ziehharmonika gespielt hat, war es eben sein Traum, eine echte „Hohner“ zu besitzen. Er hatte eine ganze Menge an Lebensmitteln und auch verschiedene Wertsachen bei sich – und für das Instrument hat er alles, seine ganze Habe, eingetauscht – und ist als glücklicher Besitzer einer „Hohner“ wieder von Wien nach Budapest zurückgefahren. Mit ihm ist auch mein Bruder wieder zurückgekommen – und so waren wir alle in Budapest wieder vereint.

Doch wovon sollten wir leben? Wir haben begonnen, uns umzuschauen, überlegt, was wir tun könnten – und haben dann das gemacht, was alle anderen gemacht haben, Schwarzmarkt-



geschäfte. Man hat in Budapest Verschiedenstes eingekauft – Lebensmittel, Zigaretten, Alkoholika –, dann in russischen Autos nach Wien transportiert und dort verkauft. In Wien haben wir auch bald eine Wohnung gemietet, in der Neubaugasse 44, bei einer Frau Hanak, das war die Wirtschafterin beim Dr. Neuspiel, einem Freund von uns, dessen Schwager wir schon in Lemberg gekannt hatten – er war dort vor dem Krieg Vertreter der amerikani-



*Traditioneller Feiertagstisch mit Freunden in Wien: Jadzia und Danek, Kazik Brückner, Bruce Teichholz und Josef Dombrowski*

schen Firma Ingersoll Rand gewesen, die Kompressoren für den Bergbau herstellte. Den Dr. Neuspiel haben wir in Budapest wieder getroffen, und als wir gemeinsam nach Wien kamen, hat er Frau Hanak empfohlen, die uns zwei möblierte Zimmer in ihrer Wohnung vermietet hat.

Diese Geschäfte, die wir da gemacht haben, haben uns zwar genug zum Leben eingebracht, aber sie waren bald nicht mehr nach meinem Geschmack. Das heißt, wir haben wohl Geld verdient, wir haben uns auch einiges an Devisen zurücklegen können und konnten so ein gewisses Kapital anlegen – aber ich habe mir immer überlegt, was unsere Eltern wohl sagen würden, wenn sie sehen könnten, was wir da für Geschäfte machen. Und so haben mein Bruder und ich uns immer wieder zusammengesetzt und

Verschiedenes durchgedacht. Eines Tages, es war Anfang 1948, habe ich bei so einem Gespräch gesagt: „Es ist genug. Es ist genug, wir müssen uns nach einer Möglichkeit umschaun, legale Geschäfte zu machen.“

Da traf es sich gut, dass wir damals gerade einen Textilingenieur kennen gelernt hatten – sein Name war Samuel Moren, alle haben ihn aber nur Bobby genannt –, und dieser Moren meinte, dass im Textilsektor gute Geschäfte zu machen wären. Von dieser Branche hatten wir freilich keine Ahnung; aber wir haben schließlich auch von allen anderen Branchen nichts verstanden – etwa der Uhren- und Juwelenbranche, in der einige Bekannte Geschäfte eröffnet hatten, vorwiegend allerdings Deckgeschäfte für den Schwarzmarkthandel. Und so haben wir also mit Moren eine Firma gegründet: Morko, Moren & Co, ein Textilgeschäft auf der Mariahilfer Straße 8. Außerdem fanden wir einen Österreicher, einen Bekannten des Mannes meiner Schwägerin, einen gewissen Leo Ribik, der hatte einen Gewerbeschein für Textilgroß- und -detailhandel und war ein Fachmann auf diesem Gebiet. Also haben wir ihn als Angestellten in die Firma hereingenommen und sie mit ihm zusammen aufgebaut.

Die Firma war da, Pläne waren da, einige finanzielle Mittel haben wir auch gehabt – was aber fehlte, war die Ware. Bald fanden wir heraus, dass man schon Import- und Exportgeschäfte machen konnte, allerdings nicht als freier, unabhängiger Händler, sondern nur auf zwischenstaatlicher Clearingbasis. Das hat so funktioniert: Die Großindustrie, in erster Reihe die VÖEST, exportierte in die Tschechoslowakei und erhielt dafür sogenannte Überlassungsquoten, das waren Devisen, für die man im Rahmen der Verrechnung zwischen den beiden Ländern wieder andere Waren aus der Tschechoslowakei importieren konnte. Solche Überlassungsquoten hat die Industrie auch für Textilimporte verkauft – und dabei übrigens ein beträchtliches Agio, also einen Aufschlag, auf die Verrechnungsdollar verlangt, die man da gekauft hat.

Wir haben damals mit Böhler ein Abkommen getroffen, haben im Rahmen unserer Möglichkeiten eine gewisse Menge an Dollar, also Verrechnungsdollar gegen Schilling, gekauft und haben dann

eine Einfuhrgenehmigung arrangiert. Das war ohne weiteres möglich, wenn man die Genehmigungen von den entsprechenden Innungen gehabt hat. Und so sind wir zur Hemdenmacherinnung gegangen und haben denen versprochen, für jeden Hemdenmacher eine gewisse Menge Stoff – Popelin, wie man es für Hemden gebraucht hat – zu einem niedrigen Preis zu besorgen. Das gleiche haben wir bei der Schneiderinnung gemacht, und erhielten also die Genehmigungen und konnten so eine Menge Textilien importieren. Einen Teil der Ware haben wir direkt an die Schneider und an die Hemdenmacher verkauft, einen Teil aber auch schon am freien Markt, an verschiedene Geschäfte – alles in allem sehr profitabel.

So haben wir entdeckt, dass man auch im offiziellen Sektor Geschäfte machen kann, und wir suchten dann nach Möglichkeiten, wo wir weitere Devisen kriegen könnten. Und weil damals eben nur mittels Clearing Geschäfte zu machen waren, habe ich mich erkundigt, wie es in dieser Hinsicht mit anderen Staaten aussieht; da stellte sich heraus, dass die österreichisch-jugoslawische Clearing-Balance sehr positiv zugunsten Österreichs war, dass also Österreich noch viel mehr aus Jugoslawien importieren könnte. Die Jugoslawen waren damals sehr beweglich, sie hatten schon Delegierte von der Firma „General Export“ nach Wien geschickt, und die haben wir getroffen und sie gefragt, was sie uns im Rahmen des Clearings anbieten könnten. Die Antwort war: Schaf- und Lammfelle.

Also haben wir uns umgeschaut und schließlich in Salzburg eine Firma gefunden, die an Lamm- und Schaffellen interessiert war. Mit dieser trafen wir eine Vereinbarung über die Lieferung einer Anzahl von Fellen aus Jugoslawien. Wir haben also sozusagen unser Geschäft von der Textil- auf die Pelzbranche ausgeweitet, wobei das freilich eigentlich noch keine Pelze gewesen sind, sondern bloß Felle, und zwar einfache Schaf- und Lammfelle. Jedenfalls bin ich dann mit dem Senior- und Juniorchef dieser Firma nach Belgrad gefahren, um die Ware zu übernehmen.

Als wir in Belgrad angekommen sind, bin ich zu „General Export“ gegangen, habe mich da mit einem der Direktoren



namens Slobodan Mitraković unterhalten – und feststellen müssen, dass sie gar keine Schaf- und Lammfelle mehr hatten. Er erklärte mir, dass es ihnen leid täte, aber es seien deutsche Händler gekommen, die hätten cash in DM bezahlt, das wäre für sie natürlich interessanter gewesen als das Clearinggeschäft – und so hätten sie ihre ganze Ware sofort an die Deutschen verkauft. Wir sind also unverrichteter Dinge wieder weggegangen. Die beiden Salzburger, Vater und Sohn, haben dann gemeint, wenn sie schon in Belgrad sind, möchten sie sich anschauen, wo die Save mit der Donau zusammenfließt – und ich bin inzwischen ins Hotel Metropol zurückgefahren. Dort habe ich einen Kaffee getrunken – und am Nachbartisch saß ein älterer, sehr nett ausschauender Herr. Als ich gesehen habe, dass er an seinem linken Arm eine Nummer von Auschwitz eintätowiert hat, bin ich zu ihm hinüber gegangen, habe mich ihm vorgestellt und begonnen, mich mit ihm zu unterhalten. Zuerst habe ich ihm ein bisschen von mir erzählt, und er hat mir erzählt, dass er aus Thessaloniki stammt und wie man von dort alle Juden nach Auschwitz deportiert hat und nur ganz wenige von ihnen überlebt haben – und er war einer dieser ganz wenigen Überlebenden.

Schließlich fragt er mich, was ich so mache, und als ich ihm daraufhin erzählte, was mich nach Belgrad geführt hat, sagte er: „Das ist eine sehr interessante Fügung.“ Denn er selbst sei Fellhändler und verkaufe an Jugoslawien Felle und Häute, Schafsfelle, Lammfelle und sogenannte Kawlaken; ich habe übrigens bis heute keine Ahnung, was „Kawlaken“ sind (eventuell sogenannte Kaplaken, also Extras über das vereinbarte Entgelt hinaus, ein Ausdruck aus der Seemannssprache). Aber die Jugoslawen hätten jetzt gerade keine Mittel, und so seien zwar die Griechen den Jugoslawen Geld schuldig und es wäre für die Griechen vorteilhaft, wenn die Jugoslawen in Griechenland einkaufen würden, aber im Moment seien diese nicht bereit, irgendetwas zu kaufen.

Da habe ich gesagt, dass ich versuchen werde, bei der Firma „General Export“ eine Vereinbarung zu treffen, um einen gewissen Anteil am jugoslawisch-griechischen Clearing zu erhalten. Und schon am nächsten Tag bin ich zum Generaldirektor von „General

Export“ marschiert, habe mich mit ihm unterhalten und wir konnten uns einigen: Er stellte uns für den Einkauf in Griechenland jugoslawisch-griechische Clearing-Mittel zur Verfügung – wofür er zuerst zehn Prozent verlangt hat, ich ihm fünf Prozent angeboten habe und wir uns schließlich in der Mitte bei sieben Prozent getroffen haben.

Ich bin dann mit den Herren aus Salzburg zum griechischen Konsulat gegangen, wir haben Visen für Griechenland besorgt und sind dann sofort nach Athen weitergefahren. Dort haben wir die Ware übernommen, die für Jugoslawien vorbereitet und hinterlegt war – und so ist uns also im Rahmen des jugoslawisch-griechischen Clearings das erste internationale Zwischengeschäft gelungen. Bald hatte ich den Ruf, gewissermaßen ein Fachmann im internationalen Handel zu sein – wenngleich ich, ehrlich gesagt, davon noch recht wenig verstanden habe.

Als wir nach Wien zurückgekommen sind, haben wir uns als nächstes umgeschaut, welche Devisen man frei – also nicht auf Verrechnung, von Böhler oder von der übrigen verstaatlichten Industrie – kaufen könne, und welche Waren sich damit aus Jugoslawien, aus Griechenland und aus der Türkei importieren ließen. In diesem Zusammenhang habe ich Leon Karabetjan kennengelernt, der wohnte im 3. Bezirk am Esteplatz, war ein sehr junger, sehr wendiger Armenier – und er ist mir ein guter Freund geworden. Als Kind war er mit seinen Eltern in Polen gewesen und hat dort auch studiert. Leon Karabetjan hatte gute Beziehungen zur Firma „Frisch und Hauf“, die sich mit dem Import von Haselnüssen, Mandeln, Rosinen und Sultaninen befasste, und er meinte, jetzt, da Weihnachten und Neujahr vor der Tür stehen, wäre es sehr interessant, für diese Ware eine Einfuhrgenehmigung zu bekommen: Die Firma Frisch wäre im Ausschuss der Handelskammer vertreten und könne, was Devisen aus der Überlassungsquote anlangt, die Importe befürworten.

So haben wir uns dann eine Quote von zwei Millionen Dollar gesichert – und wenn wir auch diese Summe Geldes nicht gehabt haben, so hatten doch sehr wohl schon die Kunden für die Ware. Über den Onkel Leo Karabetjans haben wir Kontakt zu seinen

Verwandten in Griechenland und in der Türkei aufgenommen, haben von denen entsprechende Proforma-Rechnungen verlangt, und ich bin dann nach Belgrad gefahren, um mit der „General Export“ und mit der „Inter-Export“ über den Kauf von Devisen, von Verrechnungsdevisen mit Griechenland und der Türkei, zu verhandeln.

Die Jugoslawen aber verlangten jetzt plötzlich einen viel höheren Preis – und später habe ich erfahren, dass die Firma Fritz Mauthner irgendwie von unserem Geschäft Wind bekommen hat. Diese Konkurrenzfirma hatte laut „General Export“ sehr gute Verbindungen zum Wirtschaftsministerium. Dort ist ein alter Sektionschef namens Reichmann gesessen, der alles für die Firma Mauthner gemacht und versucht hat, alle anderen auszuschalten. Wie auch immer, ich habe mich jedenfalls mit den jugoslawischen Exportfirmen geeinigt, und wir konnten die Ware bestellen.

Von dem Geschäft sind uns einige Beträge übrig geblieben, und zwar in Verrechnungsdollar in der Türkei und in Griechenland, und der Onkel Leo Karabetjans hat uns erklärt, er würde diese Überschussbeträge für uns kassieren und nach Wien überweisen. Gut – kassiert hat er das Geld, aber faktisch für sich. Denn er hat uns das folgendermaßen verrechnet: Nach Abzug von Steuern und seinen 50 Prozent sind 50 Prozent geblieben, und weil diese 50 Prozent am Schwarzmarkt nur 30 Prozent ausgemacht haben, ist für uns, wie man so sagt, außer Spesen nichts gewesen.

Aber auch aus dieser Geschichte habe ich doch etwas gelernt: Wir haben die Haselnüsse bei einer Firma Pissani und Richardson gekauft. Herr Richardson war ein deutscher Händler mit Firmensitz in Hamburg, dort haben seine Eltern die Firma geführt, und der junge Richardson lebte in Istanbul, ein sehr netter, sympathischer Mann. Ich habe mich mit ihm näher bekannt gemacht, und er erzählte mir, dass er Haselnüsse, Mandeln und dergleichen nach Deutschland exportiert. Daraufhin habe ich ihn gefragt, ob es ihm etwas ausmachen würde, wenn er die Zahlungen in jugoslawisch-griechischen Clearing-Dollar erhalten und uns dafür die DM zur Verfügung stellen würde. Da sagte er nein, überhaupt nicht, aber er müsse natürlich auch davon etwas haben. Ich bot



ihm für die jugoslawisch-griechischen Dollar ein Abschlag von fünf Prozent an, mit anderen Worten: für 100 Dollar in DM gebe ich ihm 105 Dollar in jugoslawisch-griechischen Clearing-Papieren. Wir haben uns dann auf 107 Dollar geeinigt, und ich habe mit ihm einen größeren Abschluss gemacht. So sind wir also internationale Kaufleute geworden – ohne vom internationalen Geschäft wirklich eine Ahnung zu haben.

Solche Geschäfte waren aber doch bloß sporadische Geschäfte – wie auch der Import von Schafs- und Lammfellen. Daher haben wir als nächstes daran gedacht, unsere Firma zu erweitern und haben uns dazu einen sehr guten Fachmann geholt, Herrn Sluschy von der Firma Szücs & Co, einer alt eingesessenen bekannten Firma für Rauwaren und Pelze. Denn wir hatten uns dafür entschieden, eine Pelzabteilung einzurichten, allerdings ohne eigene Verarbeitung, sondern nur für den Verkauf an Kürschner. Mit Herrn Sluschy bin ich nach London zur Auktion bei Hudson Bay gefahren und habe dort das Übliche über einen Agenten eingekauft. Dann sind wir nach Mailand gefahren zur Firma YPSA, die einem gewissen Grisca Wischkin aus Lettland gehört hat, einem sehr netten Menschen, mit dem wir uns auch angefreundet haben. Von Wischkin kauften wir ebenfalls Ware, brachten das dann nach Wien gebracht und haben hier begonnen, die verschiedenen Kürschner zu beliefern.

Nach einer gewissen Zeit mußte ich aber wiederum feststellen, dass das kein Geschäft für uns ist. Denn nach zirka eineinhalb oder zwei Jahren hat sich im Endeffekt Folgendes herausgestellt: Die Kürschner haben die Ware mit einem Lieferschein zur Ansicht übernommen und man hat das ganze Jahr, also die ganze Saison, gewartet, ob sie die Ware verkaufen oder nicht. Haben sie nichts verkauft, dann hatten sie keine Skrupel, die Ware zurückzugeben, und wenn sie sie verkauft haben, dann haben sie versucht, nachzuverhandeln und einen zusätzlichen Nachlass zu bekommen.

Unsere Importgeschäfte mit Jugoslawien, mit Griechenland und der Türkei machten wir bis ins Jahr 1954. Dann ist eines Tages Direktor Kohlruss von der Firma Elin, von der wir immer die Überlassungsquoten übernommen hatten, gekommen und hat zu mir

gesagt: „Herr Gertner, wir haben Probleme in Brasilien, und wir möchten unsere Geschäfte mit Brasilien in Ordnung bringen. Würden Sie für uns nach Brasilien fahren und sehen, was Sie dort ausrichten können?“ Dazu muss man sagen, dass wir Direktor Kohlruss sehr gut kannten und auch bis dahin mit Elin sehr gut zusammengearbeitet hatten – beispielsweise in der Türkei, wo Elin eine eigene Firma namens Elmak hatte. Bei dieser Elmak arbeitete Egon Glaser, später ein guter Freund von uns, der schon vor dem Krieg in Bukarest bei der Elin gewesen war. Über ihn haben wir in der Türkei verschiedene Lieferungen mit Elin abgewickelt, und zwar Schweißanlagen. Zusätzlich machten wir in der Türkei noch andere Geschäfte – mit der Firma Transtürk, bei der ein gewisser Fuad Suryen tätig war, mit der Firma Werbe-Kocs, einem sehr großen Unternehmen, und mit der Firma Burla, deren Direktor Margulies aus Polen stammte. Wir waren also in der Türkei geschäftlich eigentlich sehr gut eingeführt. Als ich aber 1954 von den österreichischen Unternehmen Elin und Böhler den konkreten Auftrag erhielt, für sie nach Brasilien zu fahren, beschlossen wir, uns nun doch mehr auf Südamerika zu konzentrieren.





## 7. Brasilien: Aufbruch in eine neue Welt

In Vorbereitung auf meine Tätigkeit in Lateinamerika wandte ich mich an das Österreichische Credit-Institut ÖCI in der Herrengasse, mit dem wir schon zuvor längere Zeit im Außenhandel zusammengearbeitet hatten. Ich ging zum Leiter der Devisenabteilung, dem mir gut bekannten Herrn von Nyari, erzählte ihm, dass ich nach Brasilien fahren solle, und ersuchte ihn, mir eine Empfehlung für seine dortige Bankverbindung zu geben. Herr von Nyari hatte Vertrauen zu mir, denn wir hatten bisher noch alle Geschäfte korrekt abgewickelt, hatten nie Probleme oder sonst irgendwelche Schwierigkeiten mit den Banken gehabt, und so gab er mir gern ein Empfehlungsschreiben mit an den Generaldirektor bzw. Präsidenten des Banco Sul-Americano do Brasil, Herrn Doktor Marcos Souza Dantes. Ich habe mich dann noch bei ihm über Herrn Dantes erkundigt, und er sagte mir, dass er Herrn Dantes persönlich kenne, dass dieser in Köln an der dortigen Wirtschaftshochschule und auch in Paris studiert habe und ein anerkannter Wirtschaftsfachmann in Brasilien sei.

Schließlich bin ich also nach Vereinbarungen mit Elin, mit Böhler und auch mit Phönix-Stahl in einer kleinen DC 3-Propellermaschine über Dakar nach Brasilien geflogen – was mit den Zwischenlandungen insgesamt 38 Stunden gedauert hat. Mein bis dahin längster Flug hatte bloß zwölf Stunden betragen, man kann sich also vorstellen, in welcher Verfassung ich da in Rio de Janeiro angekommen bin. Trotzdem konnte ich die überwältigende Skyline noch genießen, denn wenn man die Copacabana zum erstenmal sieht, dann ist das wirklich beeindruckend.

Ich hatte ein Zimmer im Hotel Copacabana Palace bestellt gehabt, das war das eleganteste und schönste Hotel in Brasilien, und mietete ein luxuriöses Appartement – drei Zimmer mit einer Kitchenette. Dort habe begonnen, mit den Firmen Aços Boehler do Brasil und Elin do Brasil zu verhandeln und über erste Geschäfte zu



*Jadzia und Danek Gertner in ihrer Wohnung in Rio de Janeiro*

reden. Ich wusste, dass es dort Leute aus meiner alten Gegend, aus Polen, ja sogar aus Kosov, gab, und tatsächlich bin ich schnell auf Herrn Chaim Fröhlich gestoßen, der eine Fabrik für Brillenfassungen besaß, und auf einen Herrn Drucker, dem eine Fabrik für Regenmäntel gehörte. Mit Chaim Fröhlich habe ich mich ein bisschen unterhalten, und wir haben uns auch bald angefreundet. Er hatte in Sniatyn maturiert und studiert und in der Folge dann in Frankreich, in Grenoble, seine Studien abgeschlossen. Vor dem Krieg Kommunist, hatte er diese seine Überzeugung bereits abgelegt, als der Krieg ausgebrochen war, und war nach Marseille gefahren, um dort ein Visum nach Brasilien zu ergattern. Damals

aber hat man Juden kein Visum nach Brasilien gegeben oder ihnen doch große Schwierigkeiten bei der Erteilung eines Visums gemacht, und als Fröhlich dort zum brasilianischen Konsul gegangen ist, schaute dieser seinen Pass an und sagte ihm: „Es tut uns leid, Sie sind ein sympathischer junger Mann, ich würde Ihnen gerne ein Visum geben, aber Sie wissen ja, wir geben Juden derzeit keine Visen.“ Daraufhin antwortete Chaim Fröhlich: „Entschuldigung, Herr Konsul, aber es ist sehr gut, dass wir allein sind, sonst würde ich Sie in Verlegenheit bringen. Sie kennen wahrscheinlich zu wenig die Geschichte meines Vaterlandes Polen.“ – Der Konsul: „Was ist daran Besonderes?“ – Darauf Chaim Fröhlich: „In Polen herrschte die Dynastie Piast. Und der erste polnische König war Jaime, also Chaim. Ich bin Pole und bei uns in der Familie hat es die Tradition gegeben, dass der älteste Sohn immer nach dem Namen des polnischen Königs benannt wurde. Und deswegen heiße ich Chaim Fröhlich.“ Der Konsul sah ihn an, sagte: „Danke für die Aufklärung“, und gab ihm das Visum. So ist er nach Brasilien gekommen.

In Brasilien hat Chaim Fröhlich dann interessante Freundschaften geschlossen und auch begonnen, Geschäfte zu machen. Er heiratete dort dann Hanna Kelson, die mit ihren Eltern und Geschwistern nach Rio de Janeiro gezogen war. Diese Familie besaß eine Damentaschenfabrik und eine Plastikfabrik, war also recht gut situiert, und der Schwager Chaim Fröhlichs war im Immobiliengeschäft tätig, befasste sich mit der Parzellierung von Grundstücken und besaß auch selbst Grundstücke von mehreren hunderttausend Quadratmetern Größe in der Nähe von Rio de Janeiro, die er ebenfalls parzelliert hat. Chaim Fröhlich aber gründete in Rio eine Fabrik für Brillenrahmen, führte daneben noch ein Importgeschäft und ist damit eigentlich sehr gut gefahren.

Wie gesagt, habe ich mich gleich nach meiner Ankunft mit den Firmen Aços Boehler do Brasil und Elin do Brasil in Verbindung gesetzt und die jeweiligen Direktoren gefragt, wie sie sich eine Zusammenarbeit vorstellen könnten. Sie erklärten, sie würden gerne verschiedene Waren aus Österreich importieren, also Pro-



dukte der Firmen Böhler und Elin, aber sie hätten nicht die notwendigen Mittel zur Verfügung. Der damalige Böhler-Generaldirektor Mayer-Mallenau war zwar einige Wochen zuvor bei ihnen in Brasilien gewesen und hatte ihnen eine halbe Million Dollar zur Verfügung gestellt, aber dieser Betrag wurde wegen der Inflation von Tag zu Tag kleiner, und obwohl sie eigentlich gut verdienten, hatten sie unterm Strich einen Verlust zu verzeichnen.

Ich habe ihnen zugesagt, darüber nachzudenken, wie ich für sie importieren und ihnen die Importware aus österreichischen Fabriken gegen Cruzeiros verkaufen könnte. Und nach einiger Zeit habe ich mich dann bei Generaldirektor Dantes vom Banco Sul-Americano do Brasil angemeldet, bin zu ihm in sein Büro hineingekommen und habe mich vorgestellt. Da schaute er mich an und sagte: „Herr Gertner, Sie sind schon bald zwei Monate hier, denn solange liegt der Empfehlungsbrief aus Wien bei mir – aber Sie haben sich bei mir nicht gemeldet!“ Darauf ich: „Herr Generaldirektor, ich werde Ihnen erklären, warum. Ich wollte erst zu Ihnen kommen, wenn ich mich mit Ihnen in Ihrer Sprache einigermaßen unterhalten kann – gut oder schlecht, aber das war mein Ehrgeiz.“ Da sagte er: „Sehr gut, junger Mann. Also, ich schätze das sehr. Was kann ich für Sie tun?“ – Und so erzählte ich ihm dann, was meine Pläne waren: „Ich möchte als Firma Gertner Wien bei den Firmen Böhler und Elin einkaufen und als Firma Gertner do Brasil die Ware hier verkaufen, und ich suche eine Möglichkeit, Cash zu bekommen für diese Rechnungen, damit ich das Geschäft ins Rollen bringen kann.“ Böhler war für den Banker eine gute Firma, so dass es ihm nicht riskant schien und er wäre bereit, hat er mir erklärt, sowohl von Elin wie auch von Böhler Rechnungen zu diskontieren, aber bloß bis zu einem gewissen Plafond. „Sie sind“, sagt er, „eine kleine Firma, und natürlich kann ich Ihnen nur einen gewissen Rahmen geben, und ich bin auch nicht die Bank von Brasilien.“

Wir haben uns also geeinigt: Er genehmigte uns einen Rahmen von zehn Millionen Cruzeiros, der offizielle Satz war ein Prozent pro Monat, der inoffizielle Satz durch die Inflation war drei

Prozent pro Monat, das heißt, die zehn Millionen würden jeden Monat zusätzlich 2 Prozent bringen. In der Zwischenzeit kam auch Mayer-Mallenau, der Generaldirektor von Böhler, nach Brasilien. Als er mich fragte: „Herr Gertner, was können wir machen, haben Sie einen Weg gefunden?“, da habe ich geantwortet: „Ja, Herr Generaldirektor, wir können ein Abkommen treffen. Ich kaufe bei Ihnen die Ware als ‚Gertner Wien‘ und exportiere sie an den Importeur ‚Gertner do Brasil‘ und dieser verkauft sie dann weiter an Aços Boehler do Brasil. ‚Gertner Wien‘ bekommt nichts, nur die Vergütung über 14 Prozent auf Fertigprodukte. ‚Gertner de Brasil‘ kriegt eine Importquote von 10 Prozent Zuschlag und gibt Ihnen einen Diskont für drei Monate, zum normalen Satz von 3 Prozent, wie er jetzt üblich ist.“ Mayer-Mallenau rief seine Leute zu sich und sagte: „Schauen Sie, meine Herren, wir haben eine halbe Million Dollar umgetauscht, und jetzt sind von dieser halben Million Dollar nur 250.000 Dollar übrig geblieben. Und das, obwohl Sie hier sehr gute Geschäfte gemacht und sehr schön verdient haben. Ich möchte das vermeiden und ich frage Sie, wie stehen Sie zum Vorschlag des Herrn Gertner?“ Darauf antworteten alle: „Herr Generaldirektor, wir können das nur unterstützen. Wenn wir kein Devisenrisiko haben und kein Inflationsrisiko, können wir als Firma Böhler gut arbeiten.“

Wir haben in der Folge einen Jahresvertrag über mehrere Millionen Dollar abgeschlossen. Mit Elin folgten bald darauf Geschäfte auf ähnlicher Basis: Ich habe mich mit dem Banco Sul-Americano do Brasil unterhalten, und diese erweiterten mir den Rahmen ein bisschen – das heißt, niemand hat genau geschaut, ob es 10 Millionen Cruzeiros waren, oder 12 oder 13. Mit der Zeit sind es sogar über 18 Millionen geworden.

Ich bin dann nach Europa zurückgefahren, um meine Frau zu überreden, mit mir nach Brasilien zu kommen. Ich schilderte ihr das Land in den höchsten Tönen, und sie sagte schließlich zu. Während ich wieder nach Rio zurückgefliegen bin, ist meine Frau mit dem Luxusdampfer Giulio Cesare nachgekommen, um sich Brasilien einmal anzuschauen.

Zunächst hat sie nach ihrer Ankunft im Copacabana Palace gewohnt, wir haben auch gleich Freunde getroffen, und da haben ihr die ersten Tage in Brasilien sehr gut gefallen. Aber schon nach zwei, drei Tagen ist sie sehr traurig geworden – sie konnte es einfach nicht verkraften, von Wien weg zu sein.

Als ich nach der Europa-Reise wieder in die Firma kam, erzählte mir mein Prokurist, dass man aus dem Banco do Brasil angerufen habe, der Präsident möchte mich gerne sprechen, ich solle mich, gleich wenn ich aus Europa zurückkomme, bei ihm melden. Ich hatte dabei kein gutes Gefühl, denn der Banco do Brasil war zuständig für sämtliche Einfuhrlicenzen und für die Kontrolle der Auslandstätigkeit der Firmen. Jeder hat gesagt, wenn du nicht gerufen wirst, brauchst du nicht hinzugehen, sollst du auch nicht hingehen. Aber nun war ich gerufen worden und so bat ich meinen Prokuristen: „Rufen Sie das Sekretariat des Banco do Brasil an und fragen Sie, wann ich kommen soll.“ Er hat angerufen, ist wieder hereingekommen und hat gesagt, die Sekretärin des Herrn Präsidenten hätte gemeint, ich solle selbst die Zeit bestimmen. Da habe ich mir gedacht, bringen wir es hinter uns, gleich am nächsten Tag.

So komme ich also am nächsten Tag um 9 Uhr zum Banco do Brasil, ich gehe ins Sekretariat des Präsidenten, ein riesiger Raum in einem enormen Gebäude, und die Sekretärin kommt auf mich zu und sagt: „Senior Danek Gertner?“ – „Si“ – „Der Präsident erwartet Sie.“ Ich gehe hinein, und da sitzt der mir bekannte Marco Sousa Dantes! Ich frage ihn: „Dr. Dantes, was ist geschehen?“ Und er antwortet: „Wir haben einen Regierungswechsel gehabt, und ich bin zum Präsidenten des Banco do Brasil bestellt worden. Ich möchte Ihnen sagen, ich bin mit Ihrer Arbeit bis jetzt sehr zufrieden gewesen. Und ich habe hundertprozentiges Vertrauen zu Ihnen, aber Sie sind eine relativ kleine Firma und ich bin jetzt der Banco do Brasil. Ich kann Ihnen heute einen ganz anderen Rahmen geben als bloß 10 Millionen Cruzeiros. Was möchten Sie haben?“ Darauf ich: „Herr Präsident, was immer Sie bestimmen.“ „Ich erhöhe Ihnen den Plafond um das Zehnfache.“



Statt zehn Millionen haben Sie ab sofort einen Jahresrahmen von 100 Millionen Cruzeiros, und Sie können in diesem Rahmen importieren und Waren kaufen, Waren verkaufen, die Rechnungen zum Diskont einreichen. Bis zu diesem Plafond können Sie operieren, und wenn es irgendwie bei Ihnen aus Not noch mehr werden sollte, dann werden wir auch ein Auge zudrücken.“

Ich bedankte mich sehr für diese unerwartete Hilfe – und



*Der Buick steht bereit: Jadzia und der Königspudel*

immer, wenn ich nach Europa gefahren bin, habe ich ein Geschenk für ihn und seine Frau mitgebracht. Kurz und gut, so ist die Firma in Brasilien fast über Nacht recht kräftig gewachsen, und das auch auf ganz anderen Gebieten als eigentlich geplant. So hatte ich also, obwohl ich, um ehrlich zu sein, keine Ahnung von dem Ganzen gehabt habe, großes Glück und es ist alles gut gegangen.

Langsam konnte ich mich auch in Brasilien akklimatisieren, schloss Bekanntschaften, war sehr gut mit verschiedenen Leuten, zum Beispiel mit Dr. Edgar Magalhianis, dem Kabinettschef des

Staatspräsidenten Juscelino Kubitschek de Oliveira. Oliveira stammte aus einer Emigrantenfamilie aus der Tschechoslowakei, er war ursprünglich Arzt gewesen, und ich hatte über Dr. Magalhães einen guten Kontakt zu ihm. Einmal kam der österreichische Vizekanzler Bruno Pittermann mit einer österreichischen Wirtschaftsdelegation nach Brasilien. Er wollte eine Audienz beim Präsidenten, bekam aber keinen Termin. Daraufhin habe ich meinen Freund Magalhães eingeschaltet und wir haben die Audienz erhalten.

Damals stand auch der Bau der neuen Hauptstadt Brasília zur Diskussion. Das war natürlich ein enormes Projekt, und da ich hier schon ziemlich aktiv war und mit verschiedenen Firmen aus Österreich, aus der Schweiz und aus Deutschland zusammenarbeitete, suchte ich nach einer Möglichkeit, mich auch irgendwie am Bau von Brasília zu beteiligen. Der Leiter der ganzen Einkaufsmission in Brasília war Dr. Samuel Pinero. Ich habe mich mit ihm einige Male unterhalten, am Ende fanden wir zueinander und er hat mich sozusagen als Berater für verschiedene Firmen aus Europa beim Bau von Brasília akzeptiert. Ich habe dann verschiedene Firmen, mit denen ich zusammenarbeitete, empfohlen, und weil dieses Projekt praktisch im Dschungel, im Urwald abgewickelt wurde, ging es dabei unter anderem auch um Asphaltanlagen für den Straßenbau. Das war anfänglich ein relativ gutes – und dann ein sehr gutes Geschäft.

Später reiste ich auch nach Paraguay, wo ich einige Bekannte hatte, besonders in der Hauptstadt Asunción und auch in Concepción. In der Hauptstadt lernte ich Dr. Carlos Canthiero kennen. Dieser war ein Neffe des Finanzministers, und er öffnete mir die Türen zum Präsidenten Alfredo Stroessner. So habe ich auch bei gewissen Bauten in Paraguay die Möglichkeit gehabt, durch meine Verbindungen ins Geschäft zu kommen.

Ebenso ist es mir in Argentinien und in Uruguay gelungen, geschäftliche Beziehungen zu knüpfen. Außerdem bin ich mit meiner Frau in verschiedene andere südamerikanische Staaten gereist: Wir waren in Venezuela, in Costa Rica, in Mexiko und



*Trotz Sehnsucht nach Wien: Schöne Tage in Brasilien*



ich persönlich bin auch nach Guatemala gekommen und nach Guyana.

In Brasilien selbst haben wir wirklich ein sehr angenehmes und schönes Leben geführt. So sind wir etwa fast jeden Samstag und Sonntag mit einer ganzen Gruppe von guten Freunden auf der Jacht einer befreundeten Familie hinausgefahren aufs Meer, haben dann auf einer Insel Station gemacht und es uns gut gehen lassen. Mit von der Partie ist natürlich auch immer unser Hund, ein Königspudel, gewesen – und da habe ich einmal ein sehr erstaunliches Erlebnis gehabt. Denn als eines Tages unser Hund, warum, weiß niemand, ganz plötzlich hinuntergesprungen ist ins Meer, mitten hinein in ein Rudel von Delphinen, und ich im nachspringen musste, da sind die Delphine ständig um uns herumgeschwommen, und – ich kann es nicht anders sagen: sie haben uns beschützt, bis wir zusammen wieder an Bord gewesen sind.

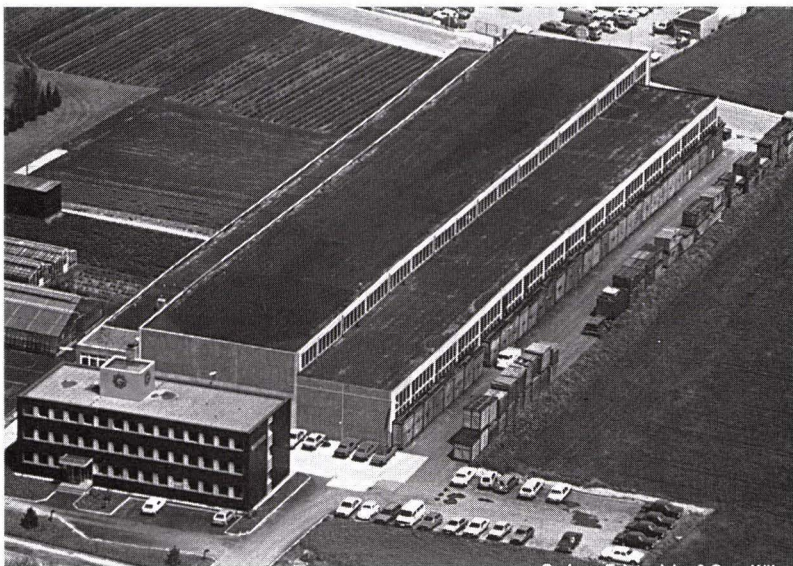
Mehrmals bereisten wir auch Nordamerika, wo wir uns meist mit unserem Cousin Marcel Gertner getroffen haben, der in New York wohnte. Und alle paar Monate sind wir auch kurz nach Europa geflogen – schon alleine wegen meiner Frau, die eigentlich für immer zurückkehren wollte. Sie war sehr unglücklich in Brasilien, und ich weiß bis heute nicht, ob bloß wegen der klimatischen Verhältnisse, die sie nicht gut vertrug, oder ob sie sich insgesamt dort nicht wohl gefühlt hat. Jedenfalls hat, als ich eines Tages in Rio nachhause gekommen bin, meine Frau bitter geweint und gesagt: „Ich kann da nicht bleiben.“ Kurz entschlossen antwortete ich ihr: „Gut. In Ordnung. Wir brauchen keine Probleme schaffen. Wir packen uns zusammen und fahren weg.“ Und so sind wir im September 1959 zurückgefahren nach Wien mit unserem ganzen Gepäck – und mit unserem Hund. Als dieser meinen Bruder witterte, der uns am Flughafen erwartete, lief er plötzlich schnurstracks auf ihn zu – obwohl er ihn gar nicht kennen konnte und ist an ihm freudig hochgesprungen – wahrscheinlich war ihm der Geruch vertraut.

## 8. Maschinen aus der Sowjetunion - die Firma Gertner

Die ersten Kontakte zu sowjetischen Maschinenbauunternehmen gehen noch auf die Zeit vor meinen Jahren in Brasilien zurück. Im Jahr 1954, kurz bevor es nach Südamerika ging, hat der Vizepräsident der „Stankoimport“ Michal Michailowitsch Stoljarow in Österreich einen Vertreter für sowjetische Werkzeug- und Stahlbearbeitungsmaschinen gesucht. Wir hatten damals gute Beziehungen mit dem Präsidenten der Handelskammer Rudolf Sallinger, und so sind wir, gemeinsam mit anderen vier Firmen, eingeladen worden, uns um diese Vertretung zu bewerben.

Vizepräsident Stoljarow, mit dem ich mich bei dieser Gelegenheit unterhalten konnte, war ein sehr interessanter Mann. Er war schon vor dem Krieg Abnahmebeamter für die sowjetischen Maschinen in Deutschland gewesen, vor allem aber war er ein Sprachtalent, hat neben Russisch und Deutsch perfekt Englisch, Französisch und Spanisch gesprochen, zudem Schwedisch und Portugiesisch und ich glaube noch ein oder zwei weitere Sprachen. Überhaupt war Stoljarow ein Mensch, der sehr schnell alles begriffen hat. Warum er es dennoch im Unternehmen „Stankoimport“ nicht weiter gebracht hat, darüber habe ich mich mit einigen Freunden in Russland unterhalten, und auch sie haben es nicht gewusst. Sie haben nur gesagt, ein Mann mit seinen Fähigkeiten müsste eigentlich mehr sein als bloß der Vizepräsident einer Einkaufsorganisation.

Stoljarow hat sich sehr gerne auf russisch mit uns unterhalten und wir waren auch daran interessiert, russisch sprechen, sozusagen um ein bisschen unsere Sprache zu pflegen. Er hat uns erklärt, dass er unbedingt mit einem fertigen Projekt nach Hause fahren möchte, das heißt mit dem Vertragsentwurf einer österreichischen Firma, die die Vertretung der „Stankoimport“ für Österreich übernimmt. Es gebe aber verschiedene Bedingungen, die man unbedingt erfüllen müsse: Errichtung eines Lagers, Bestellung der



*Das Firmengelände in Köln*

ersten Maschinen und nicht zuletzt eine entsprechende Bankgarantie. Er hat das auch allen anderen Firmen erklärt, aber die haben es wohl nicht ganz ernst genommen.

Dann gab es eine Einladung an alle Firmen, über die Übernahme der Vertretung zu verhandeln, und wir sind also – wie auch die Vertreter der Konkurrenz – zu diesem Termin gekommen. Wir hatten einen Brief von unserer Bank in der Tasche, in dem das Kreditinstitut bestätigte, dass es bereit sei, eine Bürgschaft für die Firma M. u. D. Gertner für um so- und soviel hunderttausend Dollar ans Lager gelieferte Maschinen zu übernehmen. Solche Sicherheiten zu geben, waren alle anderen Firmen nicht in der Lage, sie hatten keine Bankgarantien, sie konnten nur ihr Ehrenwort verpfänden, und das war Herrn Stoljarow, der mit etwas Konkretem nach Hause fahren wollte, wohl zu wenig. Jedenfalls hat er mir dann unter vier Augen gesagt: „Herr Gertner, ich glaube, Sie sind die einzigen, die Chancen haben, aber es ist ein harter Weg, und wenn Sie das machen wollen, haben Sie viel Arbeit vor



sich und müssen sich sofort in das Ganze hineinknien.“ Daraufhin habe ich Herrn Stoljarow zugesichert, alles zu tun, und habe auch schon die ersten Listen für die Maschinen und fürs Lager aufgestellt. Aber dann ist mein südamerikanisches Intermezzo dazwischen gekommen.

Als ich im September 1959 aus Brasilien zurückgekommen bin, hat die Situation sehr traurig ausgesehen. Wir haben in diesen fünf Jahren mit den sowjetischen Maschinen – mit all den Spesen, Servicearbeiten und Ähnlichem – rund 150.000 Dollar Verlust gemacht. Und ich sah auch keine Chancen, dass daraus noch ein profitables Geschäft werden könnte.

Kurz nach meiner Rückkehr nach Wien hat der Präsident von „Stankoimport“, Iwan Michailowitsch Maslov, der auf dem Weg zur Hannover Messe war, auch Österreich besucht. Ich habe mich bei dieser Gelegenheit ausführlich mit Herrn Maslow unterhalten, wir haben uns gut gesprochen, und als er dann weiter nach Deutschland fuhr, sind wir übereingekommen, dass ich zwei Tage später nachkommen sollte. Ich bin zunächst nach Köln gefahren und habe dort erfahren, dass Herr Maslow bereits in Hannover bei einer Sitzung des VDW, des „Verbands Deutscher Werkzeugmaschinenindustrien“, war, die im Direktionsgebäude der Hannover Messe stattfand. Ich fuhr nach Hannover, suchte das VDW-Gebäude – ein riesiges Objekt auf dem Messegelände –, ging hinein und sagte einer Sekretärin dort, sie möge Herrn Maslow verständigen, dass ich da bin, ich würde ihn gern sprechen. Sie hat gesagt, sie dürfe ihn nicht stören, das sei eine Weisung des VDW-Vorstandes, und ich habe geantwortet: „Gut, in Ordnung. Aber könnten Sie ihm wohl einen Zettel zukommen lassen?“ Sie hat zugesagt, und ich schrieb ihm, Danek Gertner sei hier und warte auf ihn. Wenig später ist Herr Maslow zusammen mit Dr. Gerhard Schaudt, dem Vorsitzenden des VDW, rausgekommen, hat mich umarmt und mich Dr. Schaudt als seinen Freund Danek Gertner vorgestellt: Ich sei der österreichische Vertreter für die „Stankoimport“ und – voraussichtlich – auch der künftige Vertreter für die anderen deutschsprachigen Länder, für die Bundesrepublik Deutschland und für die Schweiz. Und dann sagte er noch, er hätte

gerne, dass ich der Sitzung beiwohne. Da hat Dr. Schaudt gemeint, dass das eigentlich eine Sitzung des VDW wäre und dass ein Fremder da nicht dabei sein könne – worauf Maslow konterte: „Herr Dr. Schaudt, ich habe dafür volles Verständnis – aber ich bin auch ein Fremder, das heißt also: ich kann auch nicht dabei sein. Also müssen Sie auf uns beide verzichten.“ Das wollte natürlich Herr Schaudt wieder nicht, und so bin ich mit den Herren hineingegangen zur VDW-Sitzung – und habe mich dann auch ausführlich mit mehreren Vorstandsmitgliedern des VDW unterhalten.

Ich hatte an diesem Tag auch noch abends Gelegenheit, mit Herrn Maslow zu sprechen, und erfuhr dabei, dass die Firma „Stankoimport“ bereits einen Vertrag mit der Hamburger Firma Fuhrmeister & Co. abgeschlossen hatte. Das bedeutete, dass es zwei Möglichkeiten gebe: Entweder die Region Hamburg bleibe die Domäne der Firma Fuhrmeister & Co. und wir übernehmen die Vertretung für die gesamte übrige Bundesrepublik, oder – wir einigen uns mit der Firma Fuhrmeister. Ich bin gleich am nächsten Tag nach Hamburg gefahren und habe mich dort mit Carl Bürger, dem Geschäftsführer der Firma Fuhrmeister, geeinigt: die gemeinsame Firma Gertner, Fuhrmeister & Co konnte dann auch gleich zu arbeiten beginnen.

Maslow selbst war ein ausgezeichnete Werkzeugmaschinenfachmann, der perfekt deutsch gesprochen hat. Er war vorher fünf Jahre Handelsattaché der Sowjetunion in der DDR gewesen, hatte auch sehr gute Beziehungen in Moskau und war dort hoch geschätzt. Er hat mich dann ersucht – die Hannover Messe stand ja unmittelbar bevor –, noch in Deutschland zu bleiben und mit ihm die paar Tage bis zum Beginn der Messe die einschlägigen Fabriken in Deutschland zu besuchen, um uns über ihre Vorhaben zu informieren. Dann sollten wir zusammen auf die Messe gehen und uns dort einzelne Firmen anschauen und Kontakte knüpfen. Ich habe dem zugestimmt und bin so mit Herrn Maslow noch fast zwei Wochen in Hannover geblieben.

Unter anderem lernte ich da den stellvertretenden sowjetischen Außenhandelsminister Nicolaj Nicolajewitsch Smeljakow kennen,

einen sehr geschulten Menschen, der vorher drei Jahre in Amerika verbracht hatte, die amerikanischen Verhältnisse sehr gut kannte und sie mit den sowjetischen vergleichen konnte. Nach seiner Rückkunft aus Amerika hat er auch ein Buch verfasst und darin die Unterschiede zwischen Amerika und der Sowjetunion beschrieben – teils in sehr scharfen Worten. So fragt er sich an einer Stelle ironisch, warum man, wenn man Toilettenpapier braucht – Schmirgelpapier produzierte, wie das in der Sowjetunion geschehe.

Auf der Messe in Hannover habe wir, nachdem wir die einzelnen Unternehmen besucht hatten, dann das weitere Vorgehen besprochen und einen Plan gemacht. Wir würden ein Büro und ein Lager in Köln errichten sowie einen technischen Apparat aufbauen, der die ganzen Maschinen überprüfen soll, zudem Dokumentationen erstellen und auch den Service durchführen; letzteres war besonders wichtig, denn es war uns klar, ohne entsprechenden Service würden wir keine Chance im Werkzeugmaschinenhandel haben.

Wir legten das also alles fest, fertigten entsprechende Protokolle an und nahmen auch ins Protokoll hinein, dass die Firma „Gertner Wien“ bzw. „Gertner Fuhrmeister Köln“, berechtigt ist, in alle westlichen deutschsprachigen Gebiete, das heißt auch in die Schweiz, Werkzeugmaschinen sowjetischer Bauart zu liefern. Und wir haben vereinbart, dass ich bald nach Moskau zu weiteren Verhandlungen kommen würde.

Bei der Hannover Messe hatte ich Gelegenheit, sämtliche Direktoren der einzelnen Werke kennen zu lernen und mich mit ihnen ein bisschen anzufreunden – und zu vereinbaren, dass ich sie alle, wenn ich nach Moskau komme, zu „Stankoimport“ einladen werde, um uns dort über die weitere Tätigkeit unserer Firma als deren Vertreter zu unterhalten.

Das war unser Start. Wir haben dann gesehen, dass wir, um dieses Geschäft weiterführen zu können, einen guten Fachmann des Werkzeugmaschinensektors brauchen würden. Und da haben wir Herrn Diplomingenieur Heinrich Roth, einen Freund von uns, als Konsulenten hinzugezogen. Er hatte in Wien bereits die Firma



„Ignis International“ für die Erzeugung von Zündkerzen und Maschinen gegründet, war damit aber nicht erfolgreich. Ingenieur Roth hat perfekt russisch gesprochen und konnte sich so auch mit seinen sowjetischen Fachkollegen unterhalten und uns entsprechend beraten. Ich möchte fast sagen: Er war ein Genie auf seinem Sektor, konnte sehr gut improvisieren, kannte die Werkzeugmaschinenindustrie Europas und auch Amerikas sehr gut, und er war zudem auch ein sympathischer Mensch – wenn auch ein bisschen ein schwieriger. Er wollte unbedingt immer Recht haben – das letzte Wort gebührte ihm, er musste entscheiden, was zu geschehen hatte. Aber wir haben uns dennoch gut verstanden, ich habe ja auch ein gewisses Gefühl für Werkzeugmaschinen gehabt – und so haben wir angefangen zu arbeiten. Als erstes haben wir in Köln Lagerräume gemietet, Fachleute für den Service rekrutiert und so mit dem Aufbau der Firma begonnen. Aber wir mussten auch schnell einsehen, dass der Verkauf sowjetischer Maschinen im Westen sehr schwierig ist.

### **Aufrüsten mit westlicher Elektronik**

Es gab gravierende technische Probleme. Die Maschinen aus dem Westen hatten eine ganz andere Ausführung, schon vom Aussehen und Design her, vor allem aber was die Steuerungselektronik und diverses Zubehör anlangte. Der Westen arbeitete schon damals mit kompetenten Zulieferern – in der Regel erzeugte eine Werkzeugmaschinenfabrik zwischen 40 und 55 Prozent selbst und bezog den Rest von Zulieferern. In der Sowjetunion dagegen produzierten die großen Fabriken ca. 70 Prozent selbst, und die 30 Prozent Zulieferteile waren oft qualitativ nicht in Ordnung oder mussten zumindest nachjustiert werden. Wir haben oft Fälle erlebt, wo die Schrauben einfach brutal mit dem Hammer hineingeklopft waren, wo man daher sogar die einzelnen Schrauben nacharbeiten musste. Zudem war natürlich in der Sowjetunion die ganze Elektrik, Elektronik und Steuerungstechnik nicht auf dem westlichen Stand. So haben wir, als wir immer mehr Reklamationen hereinbekamen, zusätz-

lich zum Lager ein technisches Büro mit Fachleuten aufgebaut und haben begonnen, Elektro-Schaltpläne für die nötigen Ausbesserungen und Komplettierungen zu entwickeln. Das heißt, wir erstellten die neuen Elektroschaltpläne und Steuerungen selbst, kauften die notwendigen Elektroelemente dazu und adaptierten so letzten Endes die Maschinen mit neu konfigurierten Schaltschränken aus eigener Produktion.

Bei ihrem nächsten Besuch haben wir dann den sowjetischen Fachleuten – unter ihnen dem „Stankoimport“-Vizepräsidenten Genadi Georgewitsch Ignatjew – vorgeführt, wie wir das alles machen. Sie haben sich auch sehr angetan davon gezeigt und es in ihrer Hierarchie nach oben berichtet – bis hinauf zum Außenhandelsminister Nikolaj Semjonowitsch Patolischew und zum Werkzeugmaschinenbauminister Kostousow. Schließlich hat man mich eingeladen, mich bei meinem nächsten Aufenthalt in Moskau mit diesen Herren wie auch mit einer ganzen Reihe von Direktoren verschiedener sowjetischer Werke zusammenzusetzen und ihnen unsere Aktivitäten genauer zu erläutern.

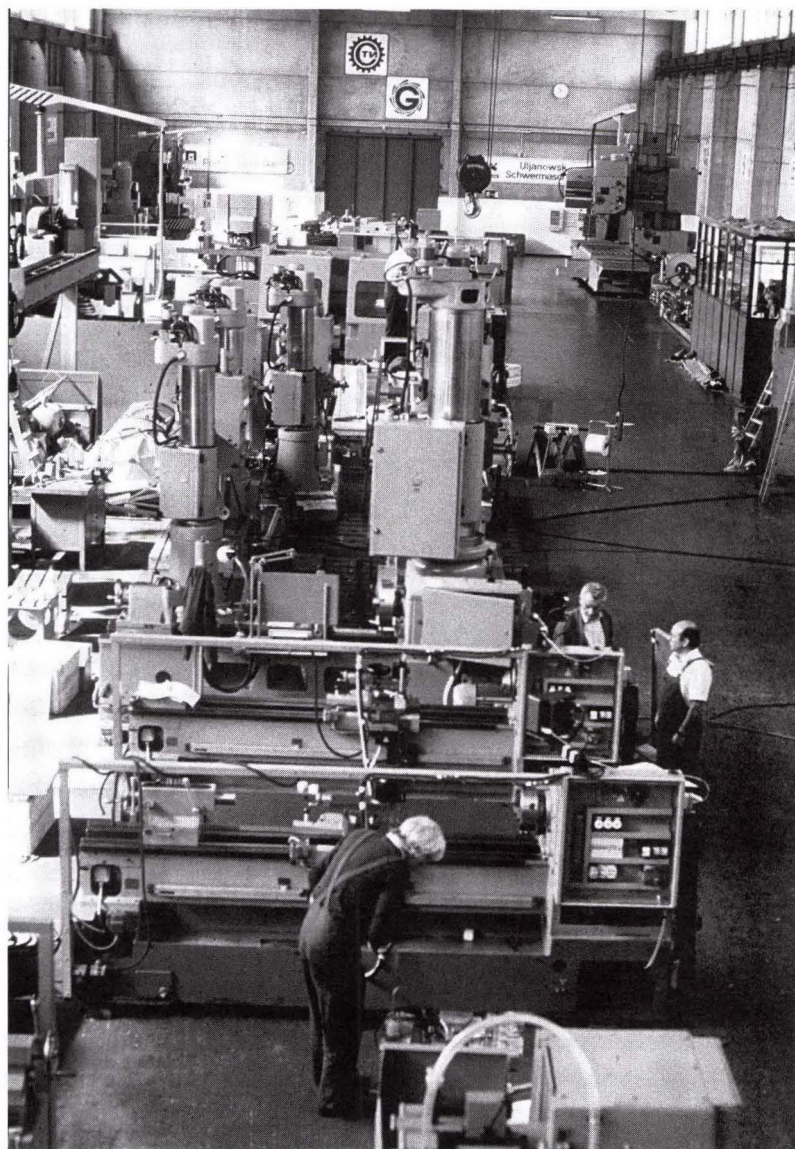
Das habe ich dann auch getan, und habe ihnen dabei gesagt: „Ich möchte eines klarstellen: Wir können nicht Maschinen liefern und dann dauernd Beanstandungen haben. Und die Erklärungen, die manche Direktoren Ihrer Fabriken gegeben haben, nämlich: ‚Wir sind arm, wir haben keine Zulieferanten wie im Westen‘, reichen einfach nicht aus. Denn mit armen Leuten will niemand etwas zu tun haben.“ Ich habe hart darauf bestanden, dass wir uns umstellen. „Wir müssen schauen, dass wir wirklich niveaumäßig und qualitativ wettbewerbsfähig sind. Das können wir auf diesem Sektor nur erreichen, wenn wir unsere Maschinen mit westlichen Komplettierungsteilen aufrüsten. Und dabei müssen wir ökonomisch vorgehen, indem wir das gut vorbereiten und dann die Maschinen direkt adaptieren.“

Daraufhin hat Minister Patolischew die Frage gestellt: „Und wie wäre es, wenn Sie von uns nur die nackten Maschinen bekommen, – ohne Elektroschränke und ohne Werkzeugmagazine?“ Darauf habe ich geantwortet: „Herr Minister, da werden wir Gusseisen

kriegen, und die Fabriken können uns alles Mögliche liefern, das nicht funktionsfähig ist und auch nicht funktionsfähig gemacht werden kann. Das geht also nicht, die Maschine muss komplett hierher kommen. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag: Wir schicken Ihnen sämtliche Komplettierungsteile, die wir ausbauen, zurück in die Sowjetunion.“ Damit hat er sich einverstanden erklärt. Und bei dieser Gelegenheit habe ich ihm auch noch gesagt: „Herr Minister, ich möchte Sie noch um eines ersuchen: Sagen Sie den einzelnen Außenhandelsorganisationen, die im Westen einkaufen, sie mögen dafür Sorge tragen, dass man uns beim Verkauf der sowjetischen Maschinen unterstützt. Denn wer etwas für die Sowjetunion erzeugt, der braucht auch Maschinen dazu.“ Daraufhin hat der Minister gesagt: „Herr Gertner, das geht nicht. Wir wissen, jeder Vermittler, und da wollen Sie auch ein Vermittler sein, kostet uns Geld. Der Lieferant aber wird das dann uns anlasten, und das ist nicht rationell.“ Darauf entgegnete ich: „Herr Minister, es kostet Sie kein Geld. Ich will Ihnen die Vorteile erklären, die Sie durch unsere Tätigkeit haben. Für solche Maschinen, die Sie mit unseren Teilen adaptieren und dann exportieren, für derartig hochwertige Maschinen, haben Sie in der Sowjetunion einen ähnlichen Bedarf. Auch Ihre Fabriken könnten doch mit diesen technisch fortgeschrittenen Ausführungen produzieren. Und das wäre sicher auch vorteilhaft für die Volkswirtschaft, denn Sie ersparen sich Importe und damit Devisen, und eine Ersparnis an Importen das bedeutet mehr Exporte, die Devisen bringen.“ Daraufhin hat der Minister gesagt: „Herr Gertner, Sie haben Recht. Ich werde Sie unterstützen.“

Und tatsächlich sollte er uns viele Jahre lang in dieser Hinsicht unterstützen. Er hat nie zugelassen, dass jemand sagt, der Gertner will bei uns nur Geld verdienen. Er hat immer gesagt: „Gertner ist aktiv und unterstützt uns damit.“ Bei dieser Gelegenheit haben wir auch um die Genehmigung angesucht, ein Büro für die Firmen Gertner – also für die Bundesrepublik und für Österreich – in Moskau zu errichten. Und bald erhielten wir die Genehmigung dafür.





*Werkstatt-Halle der Firma Gertner Fuhrmeister in Köln*

Nun konnten wir ein umfangreiches Programm anbieten. Wir hatten Standorte in Wien, in der Bundesrepublik und in der Schweiz – damals haben wir uns nämlich auch darauf geeinigt, in der Schweiz die Firma „Interagency“ zu gründen –, und wir hatten ein Büro in Moskau. Es war also ein geschlossener Kreis entstanden. Und so begannen wir zu arbeiten – mit den einzelnen Firmen und mit den einzelnen Werken. Als erstes suchten wir uns Fachleute für das Büro in Moskau. Ingenieur Roth war dabei sehr aktiv und hat begonnen, die Werke in der Sowjetunion zu bereisen. Und er besuchte dabei nicht nur die Werkzeugmaschinenfabriken, sondern auch die Abnehmerwerke für westliche Maschinen und Anlagen. Das hat uns sehr geholfen. Wir haben mit verschiedenen Werken der Schwarzmetallurgie und der Buntmetallurgie zu verhandeln begonnen, mit Fabriken, die unterschiedliche Produkte erzeugt haben, mit den Automobilfabriken Zil und Moskwitsch, und erste Besprechungen mit diesen Firmen sahen sehr erfolgversprechend aus. Das heißt, wir waren in der Lage, den Leitern dieser Fabriken die Vorteile der Produkte jener Fabriken, die wir vertraten, zu zeigen und haben auch bei uns im Büro immer wieder Zusammenkünfte zwischen den Fachleuten aus der Sowjetunion veranstaltet, also von den Ausrüstern für westliche Maschinen und von den Vertretern der Lieferantenwerke.

Nach langer Vorarbeit haben wir dann auch die Genehmigung erhalten, eine eigene Ausstellung in der Automobilfabrik Zil in Moskau zu veranstalten. Das war eine riesige Fabrik – eine der größten in der Sowjetunion und in der Welt, mit mehr als 140.000 Mitarbeitern. Gebaut wurden LKW und große Personenwagen, sozusagen die sowjetischen Cadillacs. Außerdem wurden noch Kühlschränke produziert – die großen Sowjetfabriken hatten immer auch noch zusätzlich Konsumgüter herzustellen.

Der Vorschlag, in einem Werk, eben bei Zil, eine Fachmesse abzuhalten, ist damals etwas völlig Neues gewesen – aber in der sowjetischen Wirtschaftskammer, im Automobilministerium wie auch im Werk Zil selbst hat man sich entschlossen, uns zu unter-



*Sowjetische Maschinen für die Schweiz:  
Gebäude der Firma Interagency Zürich*

stützen. Und so haben wir eine Ausstellung mit einem kompletten Programm veranstaltet. Alle Firmen, die wir damals vertraten, angefangen von den Firmen aus der Bundesrepublik, aus der Schweiz und aus Österreich, konnten an dieser Messe teilnehmen.

Dabei haben wir, aber auch die teilnehmenden Firmen, ein beträchtliches Risiko auf uns genommen. Denn maschinelle Anlagen in einem Katalog vorzuführen ist eine Sache – aber nach Moskau zu fliegen, dort die großen Maschinen auszustellen und die nötigen Fachleute mitzubringen, das ist etwas ganz anderes. Das bedeutete zuerst einmal beträchtliche Spesen, für den Transport der Maschinen, für die Reisen und die Unterkunft so vieler Leute vor Ort, und das schloss auch die Gefahr mit ein, mög-



licherweise alles wieder zurücknehmen zu müssen. Es ist aber gut abgelaufen, wir konnten sie überzeugen, und die Messe wurde wirklich ein großer Erfolg. Wir haben alles verkauft, und überdies sind unmittelbar darauf noch Folgeaufträge dazugekommen – und gar nicht wenige. Auch haben zahlreiche sowjetische Zeitungen positive Artikel geschrieben; vor allem aber haben wir erreicht, dass zahlreiche Fachleute aus der ganzen Sowjetunion zu dieser Ausstellung gekommen sind. Aber nicht nur Fachleute – von Vertretern der Moskauer Ministerien über den Werkzeugmaschinenbauminister Kostousow bis zu den wichtigsten Leuten der Regierung wie Leonid Iljitsch Breschnew, A. J. Pelsche, M. A. Suslow und Alexej N. Kossygin – sie alle haben sich die Ausstellung angeschaut, haben sich ausführlich mit mir, meinem Bruder und mit Ingenieur Roth unterhalten und haben gesagt: Das ist wirklich eine Leistung. Die bringt uns gewiss positive Ergebnisse.

Das war also wirklich ein großer Erfolg und wir sind diesen Weg konsequent weitergegangen. Wir haben ab da versucht, bei jeder einschlägigen Messe in der Sowjetunion für jedes Produkt unsere Maschinen, die für die Herstellung dieses Produktes in Frage kamen, vorzustellen. Wir haben ganz systematisch die uns bekannten Abnehmer, die Außenhandelsorganisation wie auch die Werke, in denen unsere Maschinen gebraucht werden konnten, eingeladen und für sie eigene Vorträge arrangiert. Und auch bei Ausstellungen außerhalb der Sowjetunion, ob in Stuttgart, in Düsseldorf, in Hannover, ob in Mailand oder in Paris, immer waren wir mit unseren Leuten präsent und haben uns stets mit den sowjetischen Fachleuten unterhalten und sie betreut. Denn einen engen Kontakt zu diesen Firmen aufrecht zu halten, das war wichtig, und da war vor allem Ingenieur Roth als ausgezeichnete Fachmann sehr flexibel und konnte sich bei seinen sowjetischen Kollegen einen Namen machen.

Natürlich war es notwendig, immer wieder die einzelnen sowjetischen Unternehmen zu besuchen und sich mit den entsprechenden Fachleuten vor Ort zu unterhalten und auch dort gute

Kontakte anzuknüpfen. Diese Werke waren quer über die riesige Sowjetunion verstreut. In Moskau etwa gab es „Krasny Proletar“, ein ausgezeichnetes Werk, das Drehmaschinen und Drehautomaten erzeugt hat; in Leningrad hat LSPO, ebenfalls ein sehr großes Unternehmen, Bohrwerke hergestellt; in Novosibirsk arbeiteten wir mit einer Fabrik für Großmaschinen, vor allem Karusselldrehbänke von zwei bis dreieinhalb Meter Durchmesser, zusammen, von der wir auch einige solche Maschinen an Waagner Biró in Wien sowie nach Deutschland und in die Schweiz verkauft haben.

Dann gab es auch eine Fabrik in Ivanonvo, ein sehr interessantes Werk, das unter anderem Bearbeitungszentren herstellte – bei denen aber immer wieder irgendwas, beispielsweise das Wechseln der Werkzeugmagazine, nicht funktioniert hat, die sowjetische Elektronik und die sowjetischen Computer waren eben nicht hochwertig genug. Wir haben diese Maschinen dann nach Wien importiert und sie hier adaptiert, haben sie mit westlicher Elektronik ausgestattet und die dazu notwendigen Schaltschränke selbst gebaut und programmiert. Wir haben sie mit Werkzeugmagazinen für bis zu 140 Werkzeugen adaptiert, inklusive automatischem, computergesteuertem Werkzeugwechsel. Und so ist es dieser Fabrik mit unserer Hilfe auch gelungen, ein bedeutendes Exportgeschäft mit Bearbeitungszentren und vollautomatischen Drehbänken aufzubauen, unter anderem mit China. Das ist sogar jetzt noch aktuell, auch heute werden von dort noch Bearbeitungszentren nach China geliefert. Und unabhängig davon hat Ivanonvo auch verschiedene Werke in der Sowjetunion und in anderen sozialistischen Staaten beliefern können, die entsprechend hochwertigen Maschinen benötigen.

Aber unsere guten Kontakte haben auch in die andere Richtung Früchte getragen, denn wir konnten auch westliche Maschinen an die großen sowjetischen Fabriken liefern. Eine wichtige deutsche Firma, die wir vertraten, war etwa Schloemann-Siemag (heute SMS Demag) aus Düsseldorf. Schloemann-Siemag ist vermutlich weltweit der größte Hersteller von Walzstraßen und von



*Danek Gertner begrüßt den deutschen Bundeskanzler Ludwig Erhart auf der Messe in Hannover*

Schwerpressen, und wir konnten für Schloemann-Siemag zahlreiche Aufträge in der Sowjetunion abwickeln, für Aluminiumwalzwerke wie auch für Stahlwerke, etwa für das Werk Oskol in Nowo Lipezk.

Unser Unternehmen hatte aber auch Exportvertretungen in anderen Sektoren. So vertraten wir in der Sowjetunion noch weitere bedeutende Unternehmen, beispielsweise Siemens oder



Liebherr, die für uns Verzahnungsmaschinen und komplette Anlagen produziert haben. Die Bandbreite reichte also von Einzelmaschinen bis zu Anlagen für komplette Getriebe, zu Fabriken im Wert von 200 Millionen Mark und mehr. Wir hatten auch die Vertretung der Firma Bosch und konnten im Rahmen dieser Vertretung sehr viel Elektronik, etwa in den von uns gebauten Schaltschränken der Maschinen, nach Russland liefern. Es hat aber auch Fälle gegeben, bei denen Bosch die Anlagen selbst geliefert und die entsprechenden Verträge selbst abgeschlossen hat, da erhielten wir dann nur eine Provision.

Zu all dem vertraten wir auch eine ganze Reihe von Einzelfirmen am Werkzeugmaschinen Sektor. Mit ihnen konnten wir ein komplettes Programm anbieten, alle Sparten der spanabhebende Maschinen wie auch alle Sparten für die spanlose Bearbeitung. Mit der Zeit hatten wir Vertretungen von Fabriken aufgebaut, die alle zusammen rund 250.000 Menschen beschäftigten.

Wir arbeiteten auch mit anderen sowjetischen Einkaufsorganisationen zusammen, etwa mit „Autopromimport“, das die ganzen Ausrüstungen für die Automobilindustrie gekauft hat. Wir haben zuerst das Werk in Togliattigrad, dann das Werk Kamas in Naberezhnye Tschelny in der tatarischen Republik, das schwere LKWs produzierte, ausgestattet – und wir waren dort auch immer Zulieferer, mit mehreren von uns vertretenen Firmen. Für die Automobilfabrik Moskwitsch hat die Firma Liebherr die komplette Ausrüstung zur Erzeugung des Getriebes geliefert, ebenso für das Werk Kamas. Wir übernahmen auch ein sowjetisch-italienisches Projekt, nämlich einen Teil gemäß der technischen Dokumentation für das schon genannte Automobilwerk in Togliattigrad, in dem auf Basis einer Fiat-Lizenz Ladas erzeugt wurden. Wir haben dafür ein eigenes Büro in Turin mit Dolmetschern eingerichtet, und das brachte uns viele Vorteile, weil die Firmen, die wir vertreten haben, dadurch die Möglichkeit bekamen, sich unmittelbar mit den Fachleuten der Abnehmer, also der Werke in der Sowjetunion, zu unterhalten.

## Taschenmesser für die Kreml-Herren

Bei Messen habe ich immer Werbematerial mitgehabt, verschiedene Reklameartikel, für jeden etwas, je nachdem, wer gekommen ist, etwas für Frauen, etwas für Männer – und auch etwas für solche Persönlichkeiten, die man nur mit etwas Besonderem beeindrucken konnte. Das waren die weltbekannten Schweizer Offiziers-Taschenmesser, die mit dem roten Griff. Von diesen Messern hatten wir eine große Zahl in verschiedenen Größen und Ausführungen bestellt – stets mit dem Zeichen „G“ wie „Gertner“ versehen; die kleinen Ausführungen haben sogar den ganzen Firmennamen „Gertner“ eingraviert gehabt und zusätzlich noch das Zeichen „G“.

Und einmal, es war im Jahr 1980 auf einer großen Maschinenbaumesse des VDW in Moskau, da kam, und das war nicht das erste Mal, niemand geringerer als der Staats- und Parteichef Leonid Breschnew zu unseren Messestand – mit großer Entourage und mit dem ganzen Politbüro: vom Ministerpräsidenten Kossygin, den diversen Ministern bis hin zum Parteitheoretiker Suslow und dem Außenhandelsminister Patolitschew, alle waren mit dabei.

Als diese hochrangige Delegation an unseren Stand kam, habe ich ein solches Schweizer Messer herausgenommen und habe es Breschnew überreicht. Der hat es angeschaut, sehr genau besichtigt, hat es dann eingesteckt und gesagt: „Danek Leonowitsch“ – es war ja üblich, jemand mit dem Vornamen und dem Namen des Vaters anzusprechen – „Danek Leonowitsch, danke für das Geschenk. Aber es tut mir leid, ich kann das Messer nicht annehmen.“ Ich frage ihn: „Leonid Illjitsch, was ist die Ursache? Sie kommen ja immer zu uns.“ Daraufhin Breschnew: „Ja, wir sind auch Freunde, aber es gibt ein altes Sprichwort, wenn man jemandem eine scharfe Sache schenkt, dann zerschneidet man die Freundschaft. Aber es gibt eine Lösung: Man darf das Messer bezahlen. Mit der kleinsten Münze die existiert, darf man es bezahlen.“ Darauf sagte ich: „Gut, Leonid Illjitsch, bezahlen Sie mir das Messer.“ Da hat er angefangen, in allen Taschen zu suchen, hat aber kein Geld gefunden, er hatte keinen Groschen,



*Maschinenbau-Austellung in Moskau: Fachsimpeln mit  
Leonid Ilitsch Breschnew*



keine Kopeke eingesteckt. Also wandte er sich an Ministerpräsident Kossygin neben ihm: „Hör einmal, geh', borg mir etwas Geld.“ Nun hat Kossygin in seinen Taschen gesucht und schließlich gesagt: „Tut mir leid, Leonid Illjitsch, ich habe auch nichts.“ Dann haben beide den Außenhandelsminister Patolitschew angesprochen, und auch der hatte – wie eben jeder der obersten Herrschaften – kein Geld in der Tasche. „Also was machen wir jetzt?“ Schließlich landete die Sache bei dem ZK- und Politbüromitglied Suslow. Der zog 20 Kopeken heraus, reichte sie Breschnew und dieser bezahlte mir sein Messer und sagte. „Na damit, Danek Leonowitsch, bleiben wir weiter Freunde, und alles ist in Ordnung, ich bedanke mich sehr.“ Ich gab dann auch Ministerpräsident Kossygin ein Messer – und bemerkte schon, wie alle interessiert zuschauten. Und natürlich konnte auch der nicht bezahlen, und auch er wandte sich an Suslow, der ihm ebenfalls 20 Kopeken gab – und die Sache war erledigt.

Dieses Ritual hat sich noch zweimal wiederholt, denn als nächstem habe ich Mihail Sergejewitsch Solomencew, dem Ministerpräsidenten der russischen Republik, den ich auch gut kannte, ein Messer gegeben, und dann kam noch der Parteisenior Pelsche an der Reihe. Das fünfte Messer habe ich Suslow selbst gegeben – aber der hat mir gesagt: „Danek Leonowitsch, es tut mir leid, ich habe kein Geld mehr. Aber lassen Sie uns Bilanz ziehen: Wieviele Messer haben Sie verkauft?“ – „Fünf.“ – „Und für wie viel hat man Sie bezahlt?“ – „Für vier.“ – „Dann ist doch alles in Ordnung: Das fünfte ist ein Diskont für mich als Finanzier. Ich habe das ganze Geschäft finanziert, und dafür geben Sie mir einen Diskont.“ Dem konnte ich nur zustimmen: „In Ordnung, Sie kriegen einen Nachlass.“

Ich habe dann die Herren noch hereingebeten in unsere Messekabine, und wir haben sie bewirtet – mit Orangensaft und auch mit etwas Stärkerem und natürlich mit Würsteln. Und dann sind sie weitergezogen, aber schon nicht mehr zu den anderen Ständen, sondern zu unseren Firmen. Ich glaube, die vier kleinen hellgrauen Münzen haben mir Glück gebracht, und ich trage sie noch heute in meiner Geldbörse – in Plastik eingeschweißt.

## **Geschäfte – keine Politik**

Immer wieder habe ich verschiedene Diskussionen gehabt in der Sowjetunion, mit Ingenieuren und auch mit leitenden Persönlichkeiten. Dabei versuchten wir aber stets, die Politik auszuklammern und nur Gespräche wirtschaftlicher Art zu führen. Ich habe mich eigentlich mit allen Leuten gut verständigen können, und das gleiche gilt für meinen Bruder – wir sind beide immer sehr gut mit den Menschen dort ausgekommen.

Freilich ist es im Laufe meiner geschäftlichen Tätigkeit in der UdSSR öfters vorgekommen, dass verschiedene Leute, in erster Reihe jüngere Ingenieure, probiert haben, mit mir politische Debatten zu führen. Da habe ich immer folgenden Standpunkt vertreten: „Meine Herren, ich bin oft geschäftlich hier bei Ihnen, aber über die Ideologie kann ich mich nicht unterhalten.“ Und ich bin dem auch konsequent und erfolgreich ausgewichen.

Einmal ist es allerdings zu einer heiklen Situation gekommen. Ein junger Ingenieur wollte mich in eine ideologische Diskussion hineinziehen, und ich habe mich gewunden und habe so lange versucht, dem auszukommen, bis sein Direktor – das war bei der „Prommaschimport“ – ihm gesagt hat: „Hör mal zu, mein lieber Freund, du siehst doch, wie seine Einstellung ist. Er macht mit uns Geschäfte, er ist korrekt, er benimmt sich korrekt. Aber du wirst ihm die Ideologie nicht verkaufen, und du wirst ihn nicht überzeugen. Ich muss dir eines sagen: Wir müssen den Sozialismus selbst aufbauen, ohne seine Hilfe.“

Ich habe jedenfalls durch meine langjährige Arbeit und auch durch meine Reisen in die verschiedenen Regionen der Sowjetunion einen Einblick in die politische Situation in der Sowjetunion bekommen und ich habe erfahren, wie wenig Freiheiten die Menschen dort hatten. Und das war ja auch der Grund, weshalb ich mich bei allen ideologischen Diskussionen zurückgehalten habe – weil praktisch alles, was ich gesehen habe, gegen meine Überzeugung gewesen ist. Aber ich war ja nicht dort, um politische Überlegungen anzustellen, und so habe ich mich

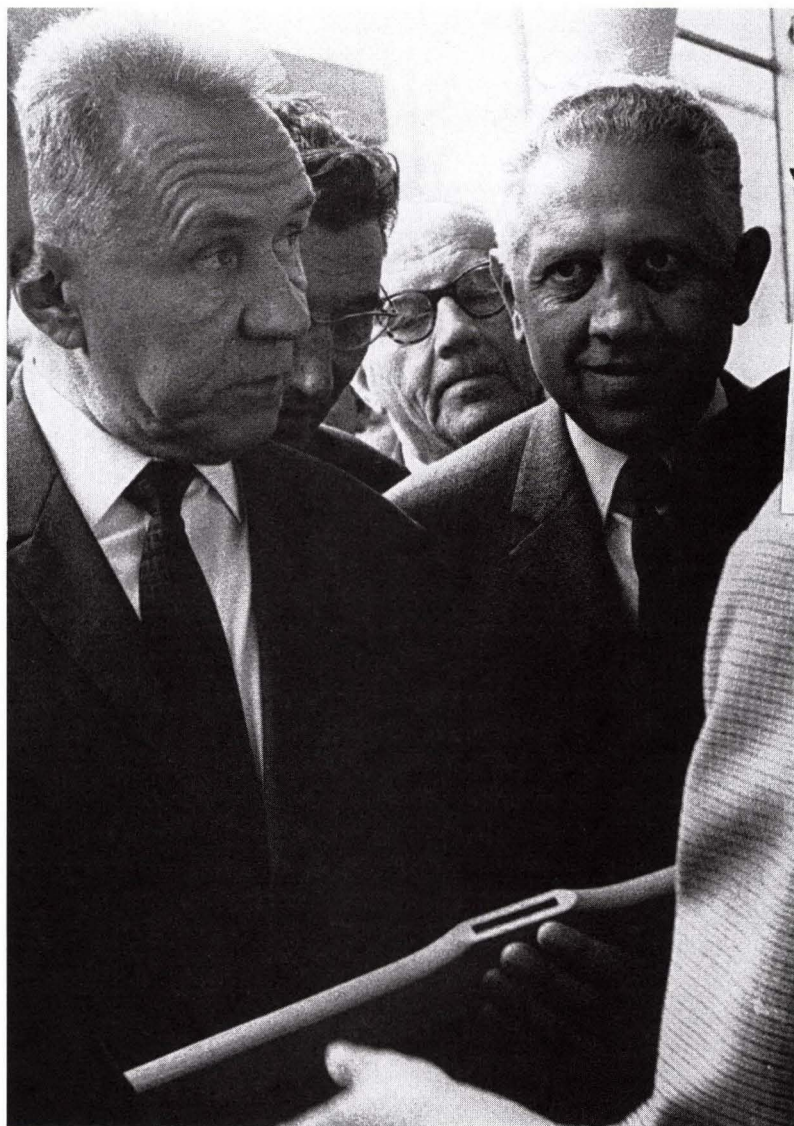
immer auf meine geschäftliche Tätigkeit beschränkt – und das war auch das Richtige.

Ich glaube, die Leute haben uns geschätzt, und sie haben gewusst, dass wir sie nicht benachteiligen wollen, dass wir alles korrekt abwickeln und dass wir alles, was wir versprechen, auch einhalten. Man hat immer wieder verschiedene Gerüchte über die Sowjetunion erzählt – beispielsweise, dass man westlichen Managern, Diplomaten oder Unternehmern im Hotel Mädchen aufs Zimmer schicken würde, um sie dann zu erpressen. Ich habe so etwas jedenfalls nie erlebt. Die Leute dort haben mich ernst genommen, und ich muss sagen, ich habe mich mit den Leuten wirklich gut verständigt.

Die Kunden und die Lieferanten sind auch immer sehr gerne zu uns gekommen, weil wir auf allen Ausstellungen eine eigene Küche gehabt und dort die Kunden sehr gut betreut haben, und natürlich, weil wir auch schöne Geschenke mitgebracht haben. Wobei die Ingenieure und die Techniker übrigens auch aus einem ganz anderen Grund daran interessiert waren, uns zu besuchen: Sie konnten sich bei uns verköstigen, ohne dafür zu zahlen. So haben sie die ganzen Diäten von ihren Unternehmen zuhause eingekassiert und in die eigene Tasche gesteckt. Auch in unserem Moskauer Büro hatten wir immer eine Küche mit einer guten Köchin, und haben alle Kunden und Lieferantenvertreter, die zu Besprechungen gekommen sind, bei uns bewirtet. So ist jeder gern zur Firma Gertner gegangen

Auf den Messen konnten wir natürlich eine ganze Reihe von verschiedenen Verbindungen und Kontakten anknüpfen. Mit den Politikern und den Fabriksdirektoren sind immer auch Dolmetscher mitgekommen, und die waren uns sehr dankbar, weil ich und unsere eigenen Dolmetscher ihnen einen Teil des Übersetzens abgenommen haben. Und weil wir auch darüber hinaus den Kontakt mit den Dolmetschern gut gepflegt haben, hat man uns immer informiert, wenn etwa irgendwo ein neuer Fünf-Jahresplan in Arbeit war oder wenn Beträge für gewisse Importe zur Verfügung gestellt worden sind. So konnten wir uns rechtzeitig





*Ministerpräsident Alexej Kossygin als aufmerksamer Zuhörer auf einer Moskauer Messe*

umschauen und vorbereiten. Auf diese Weise erfuhren wir auch von Messen, die sich nicht unmittelbar auf unsere Produkte bezogen, auf denen wir aber dann trotzdem einige unserer Maschinen ausstellen und die entsprechende Industrie ansprechen konnten. So ist unser Geschäft im Import- wie im Exportsektor sehr gut gelaufen, vor allem auch das Exportgeschäft nach Deutschland.

## **Genießen im Kommunismus**

Auch wenn die Arbeit für unser Unternehmen bei mir immer im Vordergrund gestanden ist, so habe ich doch in meinen Jahren in der Sowjetunion mehr kennen gelernt als nur Messen, Verhandlungen oder Fabrikhallen. Denn die Russen – und auch die zahlreichen anderen Nationalitäten des Riesenreiches –, mit denen ich zu tun hatte und unter denen ich zahlreiche Bekanntschaften machen und manche Freundschaft schließen konnte, haben auch in den Zeiten des Sowjetkommunismus ihre alte Gastfreundschaft und das Festefeiern nicht verlernt.

Ich erinnere mich an einige Reisen, bei denen ich als Mitglied offizieller österreichischer Delegationen nach Moskau gekommen bin. Einmal war ich mit dem österreichischen Handelsminister Josef Staribacher im Rahmen einer Wirtschaftsdelegation unterwegs. Wir wurden zuerst vom Außenhandelsminister Nicolaj Semjonowitsch Patolischew freundlich empfangen, es gab einige Sitzungen im Ministerium, und dann waren wir eingeladen zu einem großen Empfang im Palais Morosow auf den Leninbergen – einem Palais unweit der neuen Moskauer Universität, das einst einem russischen Magnaten gehörte, der in der Zarenzeit fast die ganze Textilindustrie Russlands beherrscht hat.

Wir sind mit den Autos zu den Leninbergen hinaufgefahren, und dort hat es das offizielle Mittagessen gegeben. Die Tische haben sich im wahrsten Sinne des Wortes gebogen unter Kaviar, Wodka, Lachs und vielem anderen mehr. Es war ganz einfach überwältigend, was man da alles aufgetischt hat. Es ist ja russische Sitte, die alte Art der russischen Kaufleute: wenn ein Empfang gegeben

wird, dann müssen, wenn die Gäste nachhause gehen, die Tische noch so voll sein, als hätte der Empfang eben erst begonnen. Das ist die russische Art, und die hatte man noch immer beibehalten.

Auch mit dem österreichischen Bundeskanzler Franz Vranitzky war ich einmal mit einer Delegation in Moskau. Es hat sich ähnlich abgespielt, nur war der Empfang nicht im Palais Morosow, sondern im Restaurant Praga, einem sehr berühmten alten russischen Restaurant aus der Zarenzeit, wo wirklich alles perfekt vorbereitet war und wo das ganze Personal sehr professionell eingespielt war auf ausländische Besucher. Auch mit einer großen brasilianischen Delegation habe ich einmal Moskau besucht, im Gefolge des Industrie- und Wirtschaftsministers Paulo Egido, den ich noch aus meiner Zeit in Brasilien kannte, und mit Vertretern brasilianischer Fabriken, unter anderem dem Generaldirektor von „Siderurgica National Volta Redonda“, dem größten Stahlwerk des Landes.

Unabhängig davon habe ich noch verschiedene Reisen mit anderen Delegationen und mit Firmenvertretern in die Sowjetunion unternommen. So haben wir einmal eine Reise mit dem Mitgliedern des VDMA und VDW unternommen, also dem Verband Deutscher Maschinenbau-Industrie, und dem Verband Deutscher Werkzeugmaschinenhersteller. Diese Reise hat uns quer durch die Sowjetunion bis Sibirien geführt. Wir sind von Moskau nach Novosibirsk geflogen und von Novosibirsk weiter nach Swjerdlowsk am Ural. Von dort ging es weiter nach Irkutsk und von Irkutsk nach Bratsk, das schon im Inneren Sibiriens liegt. In Novosibirsk waren wir in Akademgorodok, das ist die berühmte Akademiker- und Wissenschaftlerstadt. Ich habe auch den Baikalsee gesehen, der leider durch die Abwässer von chemischen Betrieben, die in der Nähe errichtet worden sind, ziemlich verschmutzt ist. In Irkutsk besichtigten wir die traditionellen Holzhäuser, auf deren Veranden herrliche Schnitzereien angebracht sind, die die Leute in den langen Wintern angefertigt haben. Und dann haben wir auch Bratsk besucht, das größte E-Werk der Sowjetunion und vielleicht eines der größten der Welt,



das dort für die Aluminiumproduktion errichtet worden ist. Von dort sind wir dann zurückgefliegen nach Moskau. Die Herren waren überwältigt und begeistert – denn so wie die Sowjet-Manager die deutsche Technik und die deutschen Ingenieure bewundert haben, so haben diese die riesigen Werke bestaunt, die man dort in Sibirien rund um dieses gewaltige E-Werk aufgebaut hat.

Auch mit den Direktoren der Firma Schloemann-Siemag haben wir eine Tour gemacht. Schloemann-Siemag war, wie schon erwähnt, einer der größten, wenn nicht der größte Erzeuger an Walzwerkausrüstungen und Schwerpressen in der Welt. Die Firma hatte durch unsere Vermittlung eine sogenannte Conti-Straße an die Sowjetunion verkauft, das ist eine Straße zum kontinuierlichen Walzen von Stahl oder Aluminium, im Umfang von zirka 1,2 Millionen Jahrestonnen und mit einem Wert von über 800 Millionen DM. Siemens war damals der Lieferant der Steuerungen, und wir waren die Vertreter der Firma Schloemann-Siemag. Nach der Montage der ganzen Anlagen im Werk Lipezk, hat uns der dortige Generaldirektor eingeladen, zusammen mit dem Vorstandsvorsitzenden und auch dem Hauptaktionär der Firma Schloemann-Siemag, Herrn Heinrich Weiss, das Werk zu besuchen. Herr Weiss und seine Gattin sowie die Ingenieure und die Techniker haben dann gemeinsam mit mir die Firma in Lipezk besucht.

Wir sind mit dem Schlafwagen am Abend von Moskau nach Lipezk gefahren. Dort hat man uns schon erwartet. Die Stahlfirma – ihre Bezeichnung war FIW – hatte ein eigenes Hotel, dort wurden wir untergebracht und konnten uns nach der Reise frisch machen. Dann ging es zum Frühstück, und ich muss sagen, das war ein Frühstück von der Dimension eines Empfangs. Es gab Kaviar, es gab Lachs, es gab Stör, es gab alles Mögliche, und natürlich ging es nicht ohne Wodka und ohne Begrüßungsreden ab. Dann hat man uns durch das ganze Werk geführt. Aber zuvor hat uns der Generaldirektor sein Hobby gezeigt: Er hatte einen eigenen Tiergarten, einen eigenen See und zusätzlich einen eigenen Fischteich.



*Danek Gertner mit Stankoimport-Präsident I. M. Maslov beim Besuch einer Raumfahrt-Ausstellung*

Ein anderer Besuch galt der Werkzeugmaschinenfabrik Ivanovo. Dieses Werk für Bearbeitungszentren und vollautomatische Drehbänke war von einem Techniker, Herrn Pavel Wladimirowitsch Kabaitse, der vor allem ein sehr tüchtiger Manager war, aufgebaut worden. Kabaitse hat von Anfang an mit uns zusammengearbeitet, unsere Techniker haben ihm Ratschläge gegeben, und wir haben von ihm auch die ersten Maschinen bezogen, die wir in die Bundesrepublik Deutschland, nach Österreich und auch in die Schweiz geliefert haben.

Kabaitse war sehr flexibel – auch als sowjetischer Manager konnte er sich auf die Bedürfnisse seiner Kunden einstellen, verstand es, die sowjetische Industrie nach deren besonderen Wünschen mit seinen Maschinen zu bedienen, und das hat ihm natürlich die Möglichkeit gegeben, bei den zuständigen Stellen Geld für Investitionen zu bekommen, um seine Fabrik auszubauen, um neue Modelle zu entwickeln und zur Erweiterung seines technischen Büros. Er hat noch in den letzten drei Jahren der Breschnew-Ära ein weiteres Werk mit einer Halle mit 100.000 Quadratmetern errichtet, eine technische Halle, wie man sie nur selten sieht und in die die sowjetische Regierung viele Millionen Rubel investiert hat.

Bei unserem Besuch hat uns Generaldirektor Kabaitse alles gezeigt, und wir haben das mit Bewunderung angeschaut – denn es war wirklich seine ganz persönliche Leistung. Der Empfang hat im Werk stattgefunden, in einem herrlichen Saal voll mit Skulpturen von lokalen Künstlern. Kabaitse hat nämlich in seiner Stadt eine Künstlerschule für Maler und für Bildhauer gegründet, und so hingen denn auch die holzverkleideten Wände voller Bilder. Und beim Empfang gab es eine Vielfalt an Speisen, wie man sie sich nur schwer vorstellen kann: Wild, Fisch, Geflügel, verschiedene Weine, verschiedene Cognacs und Liköre – wobei unser Gastgeber selbst auch sehr gern getrunken und die Gelegenheit genutzt hat, sich und seine Freunde, die er eingeladen hatte, um uns vorzustellen, entsprechend zu bewirten.

Einmal waren wir drei Tage zu Besuch, das zweite Mal fünf Tage,



beide Male wurden wir wirklich ausgezeichnet untergebracht und verköstigt. Wir sind dann auch in den Waldpavillon geführt worden, wo es einen eigenen Saal mit einem großen runden Tisch gegeben hat, der gedreht werden konnte, der also so konstruiert war, dass ihn jeder zu sich drehen konnte, um bequem an die Köstlichkeiten zu kommen, die da aufgetragen worden sind – verschiedene Vorspeisen, beginnend bei Kaviar, Wodka und Lachs, hierauf diverse Suppen und dann Wild. Also, luxuriöser konnte es bei den alten russischen Kaufleuten auch nicht zugegangen sein.

Dieser Generaldirektor Kabaitse ist auch noch in der Ära Gorbatschow im Amt gewesen, und später ist er zu uns nach Köln als technischer Leiter gekommen. Allerdings hat er uns dann außer Spesen nicht viel gebracht – und ich wollte ihn hier auch nur als Beispiel dafür erwähnen, wie damals die Direktoren der russischen Werke regiert und gelebt haben – sehr feudal, und jedenfalls nicht schlechter als die Generaldirektoren der großen westlichen Unternehmen.

Was die Arbeit und den Verdienst der normalen Arbeiter und Angestellten anbelangt, hat die Sache so ausgesehen, dass viele von ihnen mehr als einen Posten hatten – und manche so ihre Firmen nicht schlecht betrogen haben. Man ist in die Fabrik gekommen, hat sich in die Arbeitslisten eingetragen, ist aber nicht länger als zwei Stunden im Betrieb geblieben und dann für den eigenen Bedarf einkaufen gegangen. Dann hat man sich beim anderen Halbtagsposten wieder in eine Anwesenheitsliste eingeschrieben – und damit war die Pflicht erfüllt – reine Gefälligkeitspositionen also, die der jeweilige Direktor seinen Freunden oder einflussreichen Funktionären in der Partei zugespielt hat.

Bei meinen Reisen habe ich das Land, seine Menschen und die dortigen Sitten wirklich kennen gelernt. Einmal sind wir zum Beispiel nach Kubanĵ zu einer Fabrik für Karusselldrehbänke gefahren, um einige Maschinen zu übernehmen. Als wir ankamen, wurden wir zuerst wie üblich ins werkseigene Hotel geführt, haben uns dort gewaschen und frisch gemacht, und dann gab es

gleich einmal das übliche üppige Abendessen. Am nächsten Tag sind wir zum Fluss, der ebenfalls Kubanj heisst, gebracht worden, und mit einem Boot hinausgefahren. Im Boot gab es einige Eimer, und ich habe zunächst nicht gewusst, wofür die bestimmt waren; man sagte mir aber, ich solle Geduld haben, man werde es mir zeigen. Und dann hat sich Folgendes zugetragen: Man hat die Eimer ins Wasser hinabgelassen – und dann voller Krebse wieder herausgehoben, derart krebsreich ist dieser Fluss gewesen.

Als wir drei oder vier Eimer voller Krebse hatten, sind wir zum Ufer zurück und haben dort ein Picknick veranstaltet. Man hat ein Feuer angeheizt, Töpfe waren bereits da, alles war vorbereitet, und man hat begonnen, aus den Krebsen eine Suppe zu kochen und aus den Fischen, die man dabei auch gefangen hat, einen Sud. Das nennen die Russen eine Ucha, eine Fisch- und Krebsensuppe. Die hat man durch einen Leinenstoff durchgeseiht und noch einmal durchgeseiht und die dritte oder vierte Soße, die da rausgekommen ist, das war dann die richtige Suppe – und die ist wirklich ausgezeichnet gewesen. Dazu wurden uns natürlich noch verschiedene andere Speisen gereicht, gegrillte Wurst und Kalbfleisch, und als wir fertig waren, hat man sich hingelegt und ausgeruht nach diesem üppigen Mahl. Am Nachmittag war man dann natürlich zu keiner Arbeit mehr fähig – und am Abend gab es dann im Hotel wieder den üblichen Empfang. Kurz und gut: Während der vier oder fünf Tage, die wir dort waren, haben wir maximal zwei Vormittage in der Fabrik verbracht – und bei unseren Mechanikern war es ähnlich.

In guter Erinnerung ist mir auch ein Besuch in Armenien, in Jerewan, geblieben. Wir hatten dort eine Werkzeugmaschinenfabrik, die kleine Drehbänke und kleine Bearbeitungszentren erzeugte und deren Direktor, Stjepan Awanjan, später Wirtschaftsminister Armeniens geworden ist. Als mein Ingenieur aus Köln und ich das erste Mal nach Jerewan kamen, sagte Awanjan: „Meine liebe Freunde, wir feiern hier die Hochzeit eines Freundes, und Ihr müsst da dabei sein.“ Ich habe geantwortet: „Wir können nicht.“ – „Bei uns ist das aber so üblich“, sagte er,

„wenn jemand einen Gast hat, und sein Freund heiratet, dann kommt der Gast mit zur Hochzeit.“ Nach langen Verhandlungen haben wir uns dann geeinigt, dass wir nicht eine ganze Woche bleiben – mindestens so lange dauert dort nämlich eine Hochzeit –, sondern nur drei Tage.

Mit einer armenischen Hochzeit verhält es sich aber so: Wenn in einer Familie ein Kind geboren wird, gleichgültig ob ein Bub oder ein Mädchen, dann wird ein Fass Wein aus der Ernte dieses Jahres vergraben; und wenn es zur Hochzeit kommt, nach zwei, drei Jahrzehnten also, wird dann das Fass wieder ausgegraben – und man beginnt zu feiern. Und wie man feiert! Denn wenn die Festivitäten in der Stadt zu Ende sind, dann fährt man noch an den See, den es dort gibt, lässt sich an dessen Ufer auf Perserteppichen nieder – und dort wird wieder aufgetischt, und man feiert weiter, isst und trinkt.

Mein Gastgeber hat mich auch zum Katholikus, also dem Oberhaupt der armenischen Kirche, gebracht. Zunächst hat mich dessen Sekretär, der auch deutsch sprach, empfangen, und als ich dann vor dem Katholikus stand, einem sehr netten älteren Herrn, war dessen erste – vom Sekretär übersetzte – Frage: „Sagen Sie, Herr Gertner, in welcher Sprache können wir sprechen?“ Ich sagte: „Wir können auch Russisch sprechen.“ Darauf fragte er erstaunt: „Sie sprechen Russisch?“ Ich bejahte, und so haben wir uns auf russisch unterhalten. Dann hat er gefragt: „Herr Gertner, können Sie mir sagen, welcher Österreicher sich der größten Ungerechtigkeit angenommen hat, die man je dem armenischen Volk angetan hat?“ Darauf antworte ich: „Ja, Franz Werfel mit seinem Buch ‚Die vierzig Tage des Musa Dagh‘.“ Da war er sehr erfreut und hat ausgerufen: „Sie sind der erste Österreicher, der mir diese Frage beantworten konnte. Ich habe schon viele Gäste hier gehabt, aber keiner war dazu in der Lage. Ich werde Ihnen etwas zeigen lassen.“ Und er gab seinem Sekretär einen Auftrag, und dieser ging mit mir hinunter ins Gewölbe der Kathedrale und erklärte mir, dass diese Kathedrale drei Jahrhunderte nach Christus errichtet worden sei, zur Zeit, als die Armenier zum



Katholizismus übergetreten sind, und dass wir auf den Gemäuern eines alten Heiligtums, eines Tempels, stünden. Da gab es unter anderem ein Kreuz mit Edelsteinen, mit Saphiren und Topasen geschmückt – als Geschenk für die Kathedrale in Jerewan, finanziert von den Armeniern in der ganzen Welt. Den Hauptbetrag dafür hatte Calouste Gulbenkian gespendet, jener berühmte Ölhändler und Mäzen, dem Lissabon die Gulbenkian Stiftung verdankt, und der den Spitznamen „Fünf-Prozent-Mann“ hatte, weil er seinerzeit praktisch an jedem größeren Geschäft im Nahen Osten prozentuell beteiligt war.

Bevor wir wieder nach Moskau zurückgefahren sind, hat der Direktor Awanjan, der spätere Minister, zu mir gesagt: „Ich mache Dir einen Vorschlag: Du musst mich jedes Mal, wenn Du nach Moskau kommst, anrufen. Ich bin die ganze Woche in Einsatz, aber wenn Du über das Wochenende bleibst, das heißt, wenn Du am Freitag noch in Moskau bist, komme ich dich besuchen.“ Und später dann, bei einer meiner nächsten Moskau-Reisen, habe ich ihn angerufen: „Stjepan, ich bin in Moskau.“ – „Gut, am Freitag sind wir verabredet.“ Und er ist am Freitag ins Hotel gekommen mit einem Bottich lebender Forellen aus Armenien, die er im Flugzeug mitgebracht hat, außerdem hatte er noch Wein und reichlich Cognac mit. Er hat sich im Hotel Ukraine, wo wir damals wohnten, mit dem Koch arrangiert – und wir hatten Freitagabend ganz frische Forellen und konnten sie bestellen, wie wir sie wollten. Dazu gab es natürlich Wein und andere Köstlichkeiten aus Armenien. Und das war nicht das einzige Mal, dass er mich auf diese Art in Moskau verwöhnt hat.

Abgesehen von den Reisen, die ich gemacht habe, um die Fabriken zu besuchen, habe ich auch private Reisen unternommen. Da war ich unter anderem in Zagorsk, dem Zentrum der orthodoxen Kirche, in Ulan Bator in der äußeren Mongolei und in Swierdlowsk. Interessant waren auch die Besuche in Taschkent, in Samarkand – kurz, ich habe die Gelegenheit wahrgenommen, das ganze Land in seiner faszinierenden Vielfalt zu sehen. Nur zu einem konnte ich mich nicht entschließen – Galizien, meine alte

Heimat, zu besuchen. Ich bin auf meinen Reisen durch die Sowjetunion stets in der sowjetischen Ostukraine geblieben, die Westukraine, das alte Galizien, habe ich gemieden. Ich bin nicht nach Lemberg, nicht nach Kosow und nicht nach Zabie gereist. Irgendwie habe ich mich nicht dazu überwinden können.

### **„Presse“ und „Financial Times“**

Im Allgemeinen haben wir unsere Arbeit ohne Öffentlichkeit und große PR-Auftritte gemacht. Denn unsere Ansprechpartner waren ja die Fachleute der Unternehmen im Westen und in der Sowjetunion – und bei diesen genossen wir auch bald große Bekanntheit – und das entsprechende Vertrauen. Nur gelegentlich finden sich aus all den Jahren über die Firma Gertner Artikel in der Fach- und Wirtschaftspresse.

So berichtete 1977 etwa die Wiener Tageszeitung „Die Presse“ im Rahmen eines Sowjetunion-Sonderteils über „ein führendes Handelsunternehmen Österreichs“, das „besonders enge Geschäftsbeziehungen mit der UdSSR (unterhält)“: „Auf Grund der intensiven Bearbeitung des sowjetischen Marktes gelang es der Firma Gertner, die Geschäftsbeziehungen sowohl import- als auch exportseitig auszubauen.“ Als besondere Schwerpunkte

werden dabei der Fahrzeugsektor sowie die Modernisierung und Neuerrichtung von Betrieben der Metallurgie und der Energieversorgung erwähnt.

Zwei Jahre später würdigte die internationale Fachzeitschrift „Die Maschine“ Danek Gertner als „Pionier“ auf dem Gebiet des Ost-West-Handels: „Der rege Ex- und Import von Werkzeugmaschinen und Industrierausrüstungen machte die Gertner-Gruppe zu einem bedeutenden Faktor im Handel mit der Sowjetunion.“ Und 1982 bezeichnete das Magazin „Markt und



*Ein bekannter Markenname in der internationalen Industrie: Gertner.*

Wirtschaft“ aus Köln das Unternehmen Gertner & Fuhrmeister als „typisches Beispiel für eine langjährige und erfolgreiche Handelsbeziehung mit der UdSSR.“ In einem ausführlichen Firmenportrait wird in „Markt und Wirtschaft“ ein Mitglied der Gertner-Geschäftsführung folgendermaßen zitiert: „Wir trennen das Politische und das Wirtschaftliche – wie eine Tageszeitung den politischen vom wirtschaftlichen Teil – streng ab.“ Das Geschäft basiere auf langjährigem Vertrauen, das sich auch in belasteter politischer Atmosphäre zwischen Ost und West nicht trüben lasse.

Im August 1989, als der Umbruch in Osteuropa und in der Sowjetunion bereits im Gange war, widmete die Londoner „Financial Times“ dem Unternehmen Gertner einen umfassenden Artikel. Es handle sich dabei um „die Firma, die dem Geheimnis auf die Spur gekommen ist, wie man erfolgreich mit Moskau Handel betreibt“. In den dreiunddreißig Jahren seit der Firmengründung habe Gertner mehr als 12.000 Maschinen ausgeliefert, „eine beeindruckende Zahl vor allem angesichts der durchschnittlichen Preise von 500.000 bis 600.000 Mark (250.000 bis 300.000 Euro) – und angesichts der Schwierigkeiten, sowjetische Ausrüstungen zu vermarkten“. Überdies handle es sich dabei keinesfalls um Gegengeschäfte oder Barter, die Geschäfte würden in Devisen abgewickelt, und alle Zahlungen erfolgten prompt.

Doch schon – so berichtete die „Financial Times“ damals weiter – zeigten sich die Auswirkungen von Michael Gorbatschows Perestroika. Die einst mächtigen Außenhandelsorganisationen würden bereits an Einfluss verlieren, und immer mehr sowjetische Unternehmen würden auf eigene Rechnung und mit selbst erwirtschafteten Devisen handeln. Freilich, wie dramatisch die Veränderungen werden würden, das wussten damals auch die besten englischen Wirtschaftsjournalisten noch nicht vorzusagen.



## 9. Das Ende der Sowjetunion – ein neuer Anfang

Als Generalsekretär Leonid Breschnew, bereits am Ende seiner Ära, zu einem offiziellen Besuch nach Deutschland kam, sah er mit seinen unkontrollierten, wie auf „autopilot“ geschalteten Bewegungen aus wie ein lebender Leichnam. Nach ihm gaben noch andere kranke Männer wie Juri Andropow ein kurzes politisches Gastspiel – und dann kam Mihail Sergejewitsch Gorbatschow. Der war damals noch ein relativ junger Mensch, voller Elan und Energie, und er hat versucht, mit seinen zwei Slogans – Perestrojka und Glasnost, Umbau und Transparenz– alles umzukrempeln.

Aber es gab da einen Haken – er hatte überhaupt kein ökonomisches Konzept. Und so hat er es gewissermaßen ex negativo versucht. Als erstes hat er die Wodkapreise drastisch erhöht, aber damit hat er die Leute nur irritiert – akzeptiert haben sie es nicht. Als nächstes hat er versucht, ein generelles Verbot von Alkoholika zu erreichen, ließ Weingärten umackern, Flaschenfabriken zerschlagen, Wodkafabriken zusperren; aber das hatte unter anderem nur zur Folge, dass die Bevölkerung begonnen hat, in Eigenregie, also „schwarz“ zu brennen.

Überhaupt ist ein großes Durcheinander entstanden. Gorbatschow hatte zwar seine Anhänger, aber mangels eines umfassenden wirtschaftliche Konzeptes ging alles drunter und drüber. Mit der Zeit hat die Bevölkerung begonnen, die Gesetzeslücken zu entdecken und sich darin irgendwie mit privaten Unternehmen einzunisten. Eine ganze Reihe von illegalen Firmen ist entstanden und hat produziert, verkauft und die Bevölkerung beliefert. Was man offiziell nicht bekommen hat, konnte man irgendwie anders, eben „privat“, auftreiben, und mit der Zeit ist es soweit gekommen, dass die staatliche Versorgung immer schlechter geworden ist.

Dann hat der Zerfall der sowjetischen Imperiums eingesetzt. Die einzelnen Teilstaaten haben begonnen, sich als Republiken zu verselbständigen, und auch die osteuropäischen Satellitenstaaten haben sich unabhängig gemacht. Da gab es keinen Ausweg mehr, und die Sowjetunion hat sich aufgelöst. Und das hatte natürlich auch auf die zentralisierte Planungsökonomie dramatische Auswirkungen.

### **Radikaler Firmenumbau**

Schon während der Zeit Michail Gorbatschows, aber noch stärker danach, haben sich enorme Veränderungen in den sowjetischen Werken ergeben. Die einzelnen Unternehmen wurden vom Staat nicht mehr wirklich betreut, es gab gewaltige Probleme. Oft konnten sie ihre Maschinen nicht liefern, dann waren sie wieder nicht imstande, ihre Rechnungen für Komponenten, Zuliefer- oder Ersatzteile zu zahlen. Ich habe daher mit meinem Bruder besprochen, dass wir eigentlich angesichts dieser Situation unsere gesamte Firma umgestalten müssten. Und da habe ich als Erstes vorgeschlagen, dass ich nach Moskau fahre, mir das Moskauer Büro genauer anschau – und wir daraufhin vermutlich dieses Büro bzw. sein Personal reduzieren werden müssen. Denn wenn uns auch beim Export in die Sowjetunion – oder was von ihr übrigbleiben sollte – immer noch einige Möglichkeiten offen stehen sollten, so sicher nicht mehr in dem Umfang und nicht mit den Konditionen, wie wir sie bislang gewohnt waren.

Ich bin also nach Moskau gefahren und habe nach meiner Rückkehr unseren Mitarbeitern und auch der Familie, meinem Bruder und meinem Neffen, eröffnet, dass wir das Büro reduzieren müssen. Alle waren unglücklich darüber und wollten es nicht akzeptieren – für sie war das wohl ein Gesichtsverlust –, aber ich konnte mich schließlich durchsetzen, und wir haben das Büro verkleinert, zuerst das Personal in Moskau reduziert und dann auch Mitarbeiter in Wien abgebaut.

Als Nächstes habe ich meinem Bruder erklärt, dass wir uns auch

mit der Firma „Interagency“ in Zürich befassen müssen. Mir war klar geworden, dass die Infrastruktur unseres Schweizer Ablegers zu groß geworden war, dass wir uns diesen Apparat nicht weiter leisten konnten – und dass es in Zürich eigentlich auch keine Zukunft für sowjetische Werkzeugmaschinen gab. Ohne Sowjetunion keine Aufträge, und ohne Aufträge keine Überlebenschance für die Firma.

Mein Bruder ist dann nach Zürich gefahren und hat sich dort mit unseren Herren aus dem Management und dem Verwaltungsrat, mit Ingenieur Brüggemann, mit Dr. Künzle von der „Interagency“ und mit Herrn Seeholzer, zusammengesetzt, um das Problem zu besprechen. Wir wollten dem Unternehmen noch eine Chance geben und haben nach anderen Märkten gesucht. Sie einigten sich damals in Zürich darauf, dass einige der Herren nach Taiwan reisen würden, um sich die dortige Maschinenindustrie anzuschauen und auszuloten, ob man nicht unter Umständen auf Maschinen aus dem Fernen Osten umsteigen könnte.

Zudem hat mein Bruder in Zürich vereinbart, die Firma noch ein Jahr zu halten – wenn sich in diesem Jahr die Situation nicht bessert, dann würde man sich wieder zusammensetzen und besprechen, was geschehen soll. Als ich das gehört habe, war ich nicht sehr glücklich darüber, habe aber abgewartet, bis die Informanten aus Taiwan zurückgekehrt sind. Dann bin ich selbst nach Zürich gefahren, habe mich wieder mit den Herren zusammengesetzt und habe bei einer Besprechung folgende Frage gestellt: „Was wird es uns kosten, die Firma noch ein Jahr zu halten?“ Daraufhin habe ich gehört: zirka zweieinhalb bis drei Millionen Franken. Und dann habe ich die nächste Frage gestellt: „Welchen Umsatz können wir in diesem Jahr erzielen?“ Man hat mir gesagt, das könne man nicht genau sagen. Dann habe ich nachgestoßen: „Wir sprechen noch nicht vom Gewinn oder vom Verdienst, wir sprechen erst vom Umsatz. Besteht eine Möglichkeit, dass wir einen nennenswerten Umsatz machen, zum Beispiel das Doppelte von dem, was wir investieren?“ Da habe ich wieder zur Antwort bekommen, das könne man nicht sagen. Dann habe ich noch einmal





*Die Firmenzentrale in Wien*

gefragt: „Können wir soviel umsetzen, wie wir investieren?“ Keine Antwort – „Und 50 Prozent?“ Da hat der Geschäftsführer gemeint, auch das könne er nicht mit Sicherheit sagen. – Daraufhin habe ich als nächstes gefragt, was uns kosten würde, die Firma zu liquidieren. Und als er einen Betrag von einigen 100.000 Franken nannte, habe ich gesagt: „Die Entscheidung ist gefallen, wir liquidieren die Firma hier in der Schweiz, wir verkaufen die Autos, wir entlassen die Leute, wir zahlen die Abfertigungen.“

Herr Brüggemann war sehr unglücklich und ungehalten da-

rüber. Er ist auch ein bisschen ausfällig geworden, aber ich habe mich von meinem Konzept nicht abbringen lassen. Auch Herr Dr. Künzler hat mich angesprochen und gesagt: „Herr Gertner, wie können Sie das machen? Ihr Bruder hat zugestimmt, dass wir die Firma noch ein Jahr halten werden.“ Darauf habe ich entgegnet, dass ich meinerseits eben unter diesen Umständen keine Möglichkeit sehe, diese Firma noch ein Jahr zu halten.

Auch was die Firmensitze in Köln und Wien anbelangt, haben wir uns dann in Wien zusammengesetzt und sind übereingekommen, die Exportabteilung und das Lager zu verkleinern und in einem weiteren Schritt zu versuchen, die gelagerten Maschinen irgendwie unterzubringen. Und da wir bei der „Stankoimport“ noch Schulden für bereits gelieferte Maschinen hatten, setzte ich mich mit dem Präsidenten und dem Vizepräsidenten der „Stankoimport“ in Verbindung – unsere Beziehungen waren ja stets sehr freundschaftlich und gut –, und wir vereinbarten, dass wir ihnen für alle Schulden, die wir hatten, unsere Maschinen, die noch am Lager waren, zur Verfügung stellen würden. Das waren fix übernommene Maschinen, und die würden wir ihnen geben, also an Firmen, die ihnen gehören, transferieren, an die Firma „Stanko France“ nach Paris, an „Stan Italia“ in Mailand und teilweise auch zurück nach Moskau.

So haben wir mit der „Stankoimport“ eine saubere Abrechnung durchgeführt, schließlich wussten wir, wenn wir das nicht korrekt abwickeln, haben die Leute von „Stankoimport“, die mit uns gearbeitet haben, vom Buchhalter angefangen, eine Menge Probleme – und es war nicht unsere Absicht, sie oder die Firma in irgendeiner Form zu schädigen. Viel später haben wir dann freilich festgestellt, dass noch Rechnungen für verschiedene Lieferungen unsererseits an die „Stankoimport“ offen waren und nicht bezahlt worden sind. Bis zum heutigen Tag versuchen wir die Gelder hereinzukriegen oder doch wenigstens einen Teil davon. Ob uns das gelingen wird, weiß ich nicht. Aber jedenfalls muss ich sagen, dass sich die Leute seinerzeit in allem anständig und korrekt verhalten haben.

Damals haben wir als nächsten Schritt mit der „Stankoimport“

vereinbart, in Köln eine gemeinsame Firma unter dem Namen „Gestiv Stankoimport“ zu gründen, die sich mit dem Verkauf der sowjetischen Maschinen befassen sollte. Der technische Leiter dieser Firma sollte aus der Sowjetunion kommen, und so ist dann Wladimir Pawlowitsch Kabaitse, der frühere Direktor des Werkes Ivanovo, von dem schon die Rede war, nach Köln angereist. Kabaitse hat in seiner neuen Position gerne seine Freunde nach Deutschland eingeladen, ist mit ihnen herumgefahren, hat natürlich relativ viel Spesen gemacht – aber Konkretes hat das Ganze nicht ergeben.

Ich habe jedenfalls recht bald eingesehen, dass das kein Konzept für uns ist und dass wir da nicht weiter mitmachen können, dass uns das auffressen würde. Und so haben wir begonnen, uns umzustellen und das gesamte Konzept zu ändern. Wir haben uns auf Exporte umgestellt und haben die „Gertner Service Gesellschaft“ gegründet, die eine ganze Reihe von Projekten aufgebaut hat – verschiedene Lebensmittelfabriken, Fleischfabriken, Bäckereien und Ähnliches –, bei denen es um die Vermittlung von Maschinen auf Provisionsbasis ging.

Die „Gertner Service“ war aber auch vor allem die Drehscheibe für den Verkauf von Komplettierungs- und Ersatzteilen an die Sowjetunion. Wir hatten dort ja zahlreiche Fabriken ausgerüstet und wussten, welche Teile wir bis dahin geliefert hatten und welche Ersatzteile die Fabriken weiterhin brauchen würden, und so haben wir hier gute Chancen für den Aufbau eines Ersatzteil- und Komplettierungsteilgeschäftes gesehen.

Heute verfügen wir über einen computerisierten Katalog mit zirka 180.000 Teilen und über gute Leute in Köln, die genau wissen, welcher Kunde welche Teile braucht, und wo man diese beschaffen kann. In unseren Computern sind eine ganze Reihe von Fabriken in der Bundesrepublik, in der Schweiz und in vielen anderen Ländern der Welt gespeichert, von wo aus Ersatz- und Komplettierungsteile an die sowjetische Industrie, aber auch an die westlichen Kunden sowjetischer Werkzeugmaschinen, geliefert werden können.



## Ein Versuch in der Ukraine

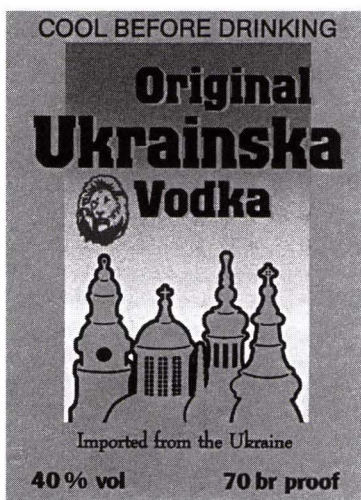
Unabhängig von dieser Entwicklung unserer Firma bin ich dann mit einem engen Mitarbeiter aus Köln, Herrn Bernt Fichtner, dem Geschäftsführer der Gertner Service, nach Lemberg gefahren und habe mit dem Management der großen Wodkafabrik in Lemberg Kontakt aufgenommen. Bald darauf trafen wir dann mit ihnen eine Vereinbarung und beteiligten uns an der Wodkafabrik. Wir haben also in Lemberg unser Büro eingerichtet und versucht, in der Ukraine und in Russland Marketing und Vertrieb des Wodkas in Gang zu bringen. Das ist zwei Jahre lang ganz gut gegangen, wir haben Erfolg gehabt, aber mit dem Export gab es Schwierigkeiten.



*Die Wodkafabrik in Lemberg*

Der Generaldirektor der Fabrik, Herr Bojko, war uns zwar sehr gut gesinnt und hat auch in jeder Hinsicht versucht, mit uns zusammenzuarbeiten. Aber von den übrigen Mitarbeitern haben viele nur mehr auf die eigene Tasche geschaut als aufs Wohl des Unternehmens.

Das ganze Abenteuer hat dann auch nicht mehr lange gedauert, denn innerhalb kürzester Zeit hat der Staat die Fabrik wieder mehr-



*Neues Marketing für ein altes Produkt.*

heitlich übernommen und man hat uns gedrängt, unsere Anteile zu verkaufen. Herr Bojko, der ja mit mir schon richtig befreundet war, hat gesagt: „Schauen Sie Danek, ich will offen sprechen: Verkaufen Sie Ihren Teil, ich werde auch bald gehen müssen, ich habe dauernd Probleme, und es könnte passieren, dass Sie gar nichts mehr dafür kriegen. Solange ich da bin, können Sie noch etwas bekommen.“

Wir haben dann eine Lösung gefunden und er hat uns unseren Teil ausgezahlt. Dann gab es aber da noch einen Abfertigungs- und

Risikofonds, aus dem wir ebenfalls noch etwas bekommen sollten – den aber wollte das Kiewer Finanzministerium ganz einfach kassieren. Glücklicherweise aber hatten wir einen sehr guten Bekannten namens Schpak, der war Staatsanwalt und zuvor Polizei-Oberstleutnant in Lemberg gewesen, mit dem habe ich gesprochen, und der hat für uns ein Jahr lang mit dem Finanzministerium prozessiert. Schließlich haben wir auch diesen Fond in Devisen zurückbekommen, sogar mit den entsprechenden Zinsen. Wir sind also insgesamt noch mit Gewinn ausgestiegen, und trotz aller Probleme, die wir gehabt haben, tut mir dieser kurzzeitige ökonomische Ausflug in die Ukraine nicht leid.

## **Köln: TV-Produzenten als Mieter**

Zurück in Köln haben wir dann überlegt, was mit den dortigen Räumlichkeiten und Hallen geschehen sollte. Wir haben verschiedentlich versucht, mit Spediteuren und mit anderen Firmen ins Gespräch zu kommen und die Räume zu verpachten oder zu vermieten. Schließlich haben wir eine Firma in Holland gefunden, die Firma NOB in Hilversum, die in Holland eine ganze Reihe von Hochhäusern besaß. Da war die gesamte Technik untergebracht, die Regiepulte und vieles mehr. Sie arbeitete nämlich mit der gesamten holländischen Fernsehindustrie zusammen, erzeugte Filme, schickte auch eigene Regieautos zu diversen Veranstaltungen wie etwa Sport-Events.

Dieses Projekt wollte NOB auch in Deutschland verwirklichen, und so pachtete sie unsere sämtlichen Räumlichkeiten, inklusive der Ausstellungsräume und der Lagerhallen, und zwar gleich für einige Jahre. Heute kann man nur staunen, wenn man sich ansieht, was die da alles eingebaut haben, mit flexiblen Raumteilern, die den schnellen Umbau von Fernseh-Studios und Aufnahmerräumen gestatten. Die Firma NOB hat sich jedenfalls in Deutschland, wo RTL ihr großer Kunde ist, sehr gut entwickelt.

Nachdem das Exportgeschäft mit Maschinenersatzteilen in die Sowjetunion bei „Gertner Service“ gut angelaufen war, entschlossen wir uns, für unsere Firma in Köln ein neues Bürohaus zu bauen. Wir hatten noch zirka 10.000 Quadratmeter freie Grundfläche, darauf haben wir das Bürohaus gebaut, das übrige Gelände mitsamt den Hallen und den Ausstellungsräumen war vermietet. Nach zwei Jahren ist die Firma NOB mit dem Vorschlag an uns herangetreten, uns unser Grundstück abzukufen, also das ganze Gelände mitsamt allen Hallen, das wir ihnen verpachtet hatten. Wir haben uns über den Preis einigen können, haben ihnen das verkauft und sind mit der ganzen „Gertner Service“ in das neue Bürohaus umgezogen. Auch im neuen Haus haben wir einige Büros an verschiedene Zulieferer von NOB verpachtet, also etwa an Firmen, die Filme schneiden oder solche, die Karten für die Veranstaltungen bei der NOB verkaufen. Jedenfalls hat sich die Zusammenarbeit mit NOB gut gestaltet.



Und auch die „Gertner Service“ arbeitet äußerst zufriedenstellend. Herr Fichtner ist höchst aktiv und hat den Katalog der Firma stetig erweitert. Er hat gute Kataloge erstellt und hat das Programm aller Zulieferungsteile, die bei uns zur Verfügung stehen, computerisiert. Dadurch sind wir in der Lage, alle unsere Kunden in Russland rasch zu bedienen und ihnen in jeder Hinsicht behilflich zu sein.

Insgesamt ist uns mit der Umstellung von Maschinen- auf Ersatzteillieferungen, mit der Liquidierung des Schweizer Standortes und mit der Verpachtung des großen Kölner Betriebsgeländes an die Fernseh-Produktionsfirma, die Umstellung ganz gut gelungen. Wir haben also, im Nachhinein betrachtet, die gewaltigen Veränderungen in der Sowjetunion, die ganze Gorbatschow-Ära und den Zerfall des kommunistischen Reiches ohne gravierende Verluste gut überstanden.

## 10. Freud und Leid in Wien

Als wir seinerzeit aus Brasilien nach Wien zurückkamen, hatte man mittlerweile unsere Wohnung verkauft. Aber ich hatte ohnehin die Absicht, zunächst in Deutschland geschäftlich aktiv zu werden, und so haben wir fürs Erste auch gar keine Wohnung in Wien gesucht, sondern sind ins Hotel Astoria eingezogen. Dann bin ich nach Köln und Hannover gefahren, um den Präsidenten der „Stankoimport“ zu treffen und mit ihm über eine Zusammenarbeit unserer Unternehmen in Deutschland zu sprechen. Und da diese Gespräche, wie schon geschildert, positiv verliefen und wir uns entschlossen haben, in Köln eine Firma zu gründen, bin ich auch gleich in Köln geblieben und habe dort eine Wohnung gesucht. Und ich habe auch eine gefunden – eine herrliche Wohnung in einem Haus mit großem Garten in der Siebengebirgsallee. Den ersten Stock hat der Hausherr bewohnt, und ich habe die ebenerdige Wohnung gemietet. In dieser Wohnung sind wir dann ungefähr zwei Jahre geblieben, samt unserer Wirtschafterin, Frau Hella Herold, die uns sehr gut betreut hat. Und auch unser Hund, der Königspudel, war bei uns. Vor allem wegen des schönen Parks waren wir wirklich alle sehr zufrieden.

Nach zwei Jahren aber hat meine Frau Sehnsucht nach Wien bekommen – sie wollte unbedingt zurück. Ich habe mich einverstanden erklärt, habe in Köln für mich eine kleinere Wohnung gemietet, und meine Frau ist nach Wien zurückgefahren. Wir haben noch einige Monate im Hotel Astoria gewohnt, dann haben wir zunächst in der Wohllebengasse und bald darauf in der Fillgradergasse 12 eine Wohnung gemietet. Meine Frau lebte nun also in Wien, und ich habe in der Bundesrepublik gearbeitet und bin von Zeit zu Zeit nach Wien gekommen. Aber auch das Brasilien-Geschäft habe ich nicht vernachlässigt, und ich bin sehr oft nach Brasilien geflogen, habe dort die Firmen besucht und einige Geschäfte sind auch noch weitergelaufen. Ich habe sie aber bald reduziert und schließlich ganz aufgelassen.



*Jadzia und Danek Gertner in Wien*

So lebten wir dann beide in Wien in einer schön eingerichteten Wohnung – aber wir wollten unbedingt ein Haus haben. Wir schauten uns also in Hietzing, in Währing und in Döbling um, und nach langer Suche fanden wir auch ein Haus in Hietzing. Der Kauf war praktisch unter Dach und Fach, aber da musste ich kurzfristig ins Ausland und in der Zwischenzeit hat der Eigentümer das Haus an jemand anderen verkauft. Mir hat das wenig ausgemacht, bloß meine Frau war ein bisschen ungehalten, weil jetzt die Suche wieder von Neuem begann.

Aber schließlich haben wir dann ein sehr schönes Haus in der Cottagegasse gefunden, in dem ich heute noch wohne. Das war im Jahr 1969, und ein Jahr darauf haben wir mit den Reparatur- und



Umbauarbeiten begonnen. Wir haben eine Wohnung zum Vermieten eingerichtet, den Rest hatten wir für uns. Ich war sehr zufrieden mit diesem Haus und auch mit der Villengegend dort, voller Grün und alter Bäume. Und auch der Hund war glücklich, er konnte im Garten sein oder mit uns im nahe Türkenschanzpark spazieren gehen.

Meine Frau hatte eine nette Gesellschaft, eine ganze Bridge-Runde, und in dieser Partie war auch Vera, die Frau



*Bundeskanzler Bruno Kreisky: Vertraute  
Gespräche fernab der Politik*

von Bundeskanzler Bruno Kreisky. Meine Frau war mit ihr sehr befreundet und Kreisky ist ebenfalls von Zeit zu Zeit zu uns gekommen, war öfters zum Abendessen bei uns – und da waren auch andere Freunde eingeladen, beispielsweise Prof. Stefan Koren mit seiner Frau Marianne. Er war zunächst Finanzminister und später Präsident der Nationalbank, ein sehr angenehmer und gescheiter Mensch.

Ich erinnere mich auch noch an einen Abend bei uns daheim, an dem wir, wie an manchen Abenden, etwa vierzig Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Wissenschaft und Politik zu Gast hatten. Auch Bundeskanzler Kreisky und Prof. Koren, damals politische Gegner, waren zugegen – und die beiden Männer haben an diesem Abend eine politische Weiche für das Land gestellt. Sie haben miteinander geredet und sind dann allein in den Garten hinausgegangen und



*Jadzia begrüßt ihre Gäste: Nationalbank-Präsident Stefan Koren  
und Gesundheitsminister Kurt Steyrer*

haben sich dort noch lange unterhalten. Zwei Tage später haben wir aus den Zeitungen erfahren, dass Bundeskanzler Kreisky Prof. Koren für den Posten des Präsidenten der Nationalbank vorgeschlagen hatte und dieser das Amt annahm – um den Preis, sich aus der Politik zurückzuziehen. Ich glaube, nachträglich betrachtet, war das eine sehr gute Lösung, nicht nur für Koren und für Kreisky, sondern auch für die österreichische Wirtschaft und besonders für das Bankwesen; denn Prof. Koren war ein sehr fähiger, international bekannter Finanzwissenschaftler und hat in der Nationalbank die Basis für eine gute Politik geschaffen.

Insgesamt hatten wir einen großen Freundeskreis mit Menschen aus verschiedenen Bereichen der Gesellschaft und aus unterschiedlichen Branchen. Politiker waren nur wenige darunter – da gab es vor allem Robert Graf, den burgenländischen Parlamentarier und Wirtschaftsfachmann, der ein guter Freund von uns war. Auch wenn die österreichische Politik in unserem privaten Umkreis keine zentrale Rolle gespielt hat, so ist sie manchmal doch bis an unseren Tisch vorgedrungen. Einmal waren Bundeskanzler Kreisky, Innenminister Otto Rösch und noch einige Freunde bei uns zum Mittagessen. Da kam während des Essens ein Anruf, man möchte unbedingt Minister Rösch sprechen. Ich habe ihn in ein Nebenzimmer gebeten und ihn verbinden lassen. Nach einigen Minuten ist er herausgekommen, hat Kreisky zur Seite gerufen und sich mit ihm intensiv beraten. Dann hat er einige Telefonate geführt – und ich wusste, dass da etwas passiert sein musste.

Einige Zeit später erzählte uns Rösch folgende Geschichte, bei der es um das Lager Schönau für russische Emigranten in Österreich ging. Dieses Lager wurde von der österreichischen Polizei bewacht, doch kamen von Zeit zu Zeit auch Israelis, um sich um die Menschen dort zu kümmern – es waren auch Sicherheitspezialisten darunter. Eines Tages machte das Gerücht die Runde, dass Palästinenser einen Überfall auf dieses Lager planten – und darum ist es auch in dem Anruf an Innenminister Rösch gegangen. Was sollte man tun? Die Israelis hatten davon erfahren und gebeten, man möge einige ihrer Leute ins Lager lassen, um die





*Bundespräsident Rudolf Kirchschläger:  
Ein häufiger Gast bei Fund-Raising für Israel*

Menschen dort zusätzlich zu beschützen. Natürlich hat Rösch gesagt, dass das nicht geht, schließlich und endlich sind wir in Österreich, wir können nicht eine bewaffnete israelische Gruppe ins Lager lassen. Also er hat sich mit Kreisky beraten – und hat, mit Zustimmung Kreiskys, dann auch eine Lösung gefunden. Diese sah folgendermaßen aus: An jenem Tag fand wie immer um zwei Uhr der Wechsel der österreichischen Wachmannschaft statt. Die abzulösende österreichische Wache wurde dann auch zu diesem Zeitpunkt abgezogen, aber die nächste Schicht kam erst um 2.15 Uhr. In diesen 15 Minuten sind einige Israelis hineinschlüpft, um das Lager zusätzlich zu beschützen – eine sehr gescheite Lösung, bei der niemand das Gesicht verloren hat.

Kreisky war immer ein sehr angenehmer Gast. Er ist sehr oft gekommen, wenn seine Frau bei uns am Abend Bridge gespielt hat, auch noch nach den Parlamentssitzungen, oft spät am Abend. Wir haben einander aber auch sonst getroffen. So sind beispielsweise meine Frau und ich jedes Jahr in die Schweiz nach Flims gereist, und auf der Rückfahrt sind wir mehrmals über Deutschland nach Bad Wörishofen gefahren, wo Kreisky mit seiner Gattin und seinem Stab Urlaub machte. Er hat uns dann immer eingeladen, wir haben mit ihm zu Mittag gegessen, uns unterhalten und sind dann weiter nach Wien gefahren.

Ich kann mich erinnern, wie ich bei ihm einen damals ziemlich bekannten russischen Journalisten namens Portugalow getroffen habe. Mit ihm hat sich Kreisky über die russischen Führungsleute unterhalten, und nachdem Portugalow weggefahren war, hat er mich gefragt, ob ich diese Leute kenne. Ich habe gesagt: „Ja, ich habe mit denen bei verschiedenen Messen und Ausstellungen zu tun gehabt.“ Da hat er mich um meine Meinung dazu gebeten, worauf ich zunächst gesagt habe: „Für mich sind sie angenehme Partner, mit denen ich mein Geschäft mache, aber interne Einzelheiten kann ich Ihnen nicht sagen.“ Aber auf sein Ersuchen habe ich dann doch das gesamte Politbüro, also seine sämtlichen Mitglieder, Revue passieren lassen, welche Jahrgänge sie waren und Ähnliches mehr. Ich habe ihm auch gesagt, welche Personen

meiner Erfahrung nach angenehme Gesprächspartner sind und welche nicht. Kreisky hat sich fleißig Notizen gemacht, um, wie er mir gegenüber betonte, eine „Erinnerungsstütze“ zu haben.

### **Jüdische Tradition: Feiertagstisch für viele Freunde**

Meine Frau Jadzia hat die alten jüdischen Traditionen aus unserem Heimat in Zabie auch in Wien sehr schön weitergeführt und gepflegt. Vor allem zu Pessach (Ostern) und zu Jom Kippur (Versöhnungstag) hat es bei uns immer große Einladungen gegeben. Da sind die Verwandten und Bekannten, die wir noch aus Kosow und Lemberg hatten, gemeinsam mit unseren Wiener Freunden am ersten und zweiten Seder-Abend – dem Festmahl zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten – bei Tisch gesessen. Meist waren wir an die fünfundzwanzig Personen, und zum „Auffasten“ – dem Abendmahl am Ende des 25-stündigen Fasttages Jom Kippur – hatten wir manchmal bis zu fünfundvierzig Gäste. Das ist zu einer ständigen Einrichtung eingeworden, die meine Frau liebevoll organisiert hat.

Der Ablauf war sehr ähnlich, wie wir es zu Hause traditionell gepflogen hatten: Wenn alle gemeinsam aus dem Tempel kamen, war der Tisch bereits festlich gedeckt, mit Kannen voll heißer Schokolade, Tee oder Kaffee, und dazu Eierkichl (eine Art Zwieback) und süßer Lekach (Honigkuchen). Natürlich durfte auch der eiskalte Wodka nicht fehlen, denn alle, die den ganzen Tag gefastet und gebetet hatten, wollten als erstes einen Wodka trinken.

Danach hat man sich unterhalten, in der Zwischenzeit hat das Personal das leere Geschirr abgeräumt und die Tische für das richtige Abendessen gedeckt. Da gab es, wie bei uns zuhause, „gefüllten Fisch“, Suppe, meistens mit Lok'schen (hausgemachte Nudeln), und als Hauptspeise dann verschiedene Fleischgerichte, wobei gekochtes Beinflfleisch nicht fehlen durfte. Es ist wirklich verwunderlich, wie ausgehungert man bloß nach einem einzigen Fasttag sein kann



- und trotzdem war meine Frau manchmal verärgert, wenn die Leute ihrer Meinung nach nicht genug gegessen haben. Sie hat auch immer alle animiert, weil sie soviel vorbereitet hatte - und auch ich war sehr daran interessiert, dass die Gäste viel essen, sonst hätte ich den Rest die nächsten Tage auf dem Teller gehabt.

## **Krankheiten in der Familie**

Mein Bruder ist Ende der 70er Jahre erkrankt. Es scheint, dass er eine sogenannte weiße Hepatitis hatte, also eine Leberkrankheit, bei der man nicht gelb im Gesicht wird. Deshalb hat er auch nicht aufgepasst, hat keine Diät gehalten und auch Alkohol getrunken, und das hat ihm natürlich sehr geschadet, sodass er schließlich schwer krank geworden ist. Er ist von Arzt zu Arzt gegangen, und schließlich hat er einen Arzt in Deutschland gefunden, der eine Klinik in der Nähe von Kassel hatte. Mein Bruder war monatelang in dieser Klinik, aber es hat noch viel länger gedauert, nämlich beinahe acht Jahre, bis er wieder hergestellt war.

Unter diesen Umständen musste ich mich natürlich mit der Firma alleine befassen. Ich bin also zwischen Wien, Zürich, Köln und Moskau hin und her gereist, musste dazwischen verschiedene Kunden und auch andere Firmen besuchen - irgendwie habe ich es geschafft, aber es war sehr anstrengend. Und dann - mein Bruder war noch nicht ganz wieder hergestellt - ist plötzlich meine Frau an einem Nierenleiden erkrankt.

Das hatte eine lange Vorgeschichte. In der zweiten Hälfte der 70er Jahre waren wir in Sizilien, in Taormina, auf Urlaub. Wir wohnten dort in einem alten Kloster, die Vermieter heizten nicht - sie schalteten die Heizung nach dem Kalender ein und nicht danach, wie das Wetter wirklich war -, und wir froren in der Nacht. Meine Frau erkältete sich und bekam eine Nierenbeckenentzündung, die schließlich in eine Niereninsuffizienz ausartete. Die Werte waren so schlecht, dass der Arzt meinte, es bestehe die Gefahr, dass meine Frau in Kürze Dialyse nötig haben würde. Eine solche Nierenwäsche, jede Woche ein- bis zweimal, ist sehr belastend -



*Die beiden unzertrennlichen Brüder: Marian und Danek Gertner*

und überdies kann man da nicht reisen, und meine Frau ist so gern mit mir gereist. Wir haben noch gemeinsam eine Kreuzfahrt gemacht, und dann entschlossen wir uns, dem Rat der Ärzte zu folgen, und uns nach der Möglichkeit einer Nierentransplantation umzusehen.

Nach längerer Suche habe ich Prof. Rudolf Pichlmayr von der medizinischen Hochschule in Hannover gefunden – und mich mit ihm und seiner Familie später auch angefreundet. Er hat sich bereit erklärt, meine Frau zu behandeln und auch, sobald sich eine geeignete Niere gefunden hatte, diese zu transplantieren. Nach einigen Monaten hat er eine Niere bekommen – von dem Opfer eines Motorradunfalls –, meine Frau ist nach Hannover gereist, und die Transplantation ist erfolgreich durchgeführt worden. So konnten wir wieder reisen, sie musste nur nach einer gewissen Zeit immer zur Blutabnahme gehen und kontrollieren, ob alles in Ordnung ist.

Doch bald ergab sich eine andere Komplikation. Die Niere, die meine Frau bekommen hatte, war auf die alte aufgesetzt worden, und es stellte sich heraus, dass die im Körper verbliebene alte Niere die neue offenbar angesteckt hatte – und meine Frau ist wieder krank geworden.

### **Kreiskys als Patient**

Die Freundschaft zwischen Bundeskanzler Kreisky und mir wurde wirklich eng, als auch er Probleme mit der Niere bekommen hat – wegen der Erkrankung meiner Frau hatte ich da ja bereits leidvolle Erfahrung. Kreisky musste sich den unangenehmen Dialysen unterziehen, was zusätzlich, wie er uns erzählt hat, sehr beschwerlich für ihn war, denn vor jeder Dienstreise hatte er sich zu erkundigen, ob und wo es im Ausland eine Dialysemöglichkeit gab. Eines Abends bekam ich einen Anruf aus dem Bundeskanzleramt, von Kreisky persönlich: „Sagen Sie, Danek, können Sie den Herrn Prof. Pichlmayr erreichen?“ – „Ja.“ – „Und könnten Sie feststellen, ob er bereit wäre, mich zu untersuchen?“ – „Ja, Herr Bundeskanzler, ich



bin nächste Woche ohnehin in Hannover. Ich werde ihn fragen und melde mich dann bei Ihnen.“

Nach meiner Rückkehr rief ich ihn an: „Ja, Prof. Pichlmayr ist gern bereit, Sie zu untersuchen. Wann immer Sie kommen möchten, er erwartet Sie.“ Es war ihm schon dringend: „Dann komme ich übermorgen“, meinte er nur – und ist mit dem Privatflugzeug des österreichischen Industriellen Karl Kahane in Hannover angekommen, wo ich ihn und seinen Freund Kahane auf dem Flughafen gemeinsam mit dem Oberarzt von Prof. Pichlmayr erwartete. Wir sind dann direkt in die medizinische Hochschule gefahren, und die Untersuchung hat den ganzen Vormittag gedauert. Mittags, bevor wir zum Essen ins Hotel fuhren, war Kreisky mit den Labortests fertig und machte sich auf den Weg zum Termin mit dem Professor. „Danek, kommen Sie mit“, sagte er, „und du, Karl, auch.“ Da erwiderte ich: „Herr Bundeskanzler, ich bin kein Arzt, was soll ich da?“ Kahane sagte das Gleiche. Aber Kreisky bestand darauf: „Ihr seid Freunde, ihr kommt mit.“

Also sind wir mitgegangen. Kreisky hat dann Prof. Pichlmayr gefragt, ob er ihm zu Transplantation raten würde, und dieser hat geantwortet: „Herr Bundeskanzler, ich kann Ihnen das nicht empfehlen. Ich kann Ihnen nur sagen, ich bin bereit, die Operation durchzuführen.“ Und Kreisky brummte: „Gut, ich überlege mir das.“

Als wir anschließend im Hotel beim Mittagessen saßen, sah Kreisky, dass meine Frau mit Genuss nicht nur Wasser, sondern auch Wein trank. Da meinte er: „Ich darf nur so wenig trinken in vierundzwanzig Stunden – können wir den Professor anrufen?“ Und da Kreisky mich bat: „Gehen Sie, kommen Sie mit, vielleicht ergibt sich eine Frage“, ging ich mit ihm in die Zelle und verband ihn mit Prof. Pichlmayr. Kreisky sagte sofort: „Herr Professor, ich möchte mich transplantieren lassen.“ – „In Ordnung, ich verständige Sie. Aber wie kann ich Sie erreichen?“ Und Kreisky: „Am besten über Danek.“ – „In Ordnung, alles Gute.“ So gingen wir auseinander, Kreisky fuhr nach Wien zurück, ich hatte noch einen Messebesuch in Hannover.

Ein paar Tage später, als ich wieder in Wien war, bekam ich einen

Anruf von Prof. Pichlmayr: „Wir haben eine Niere da und die Parameter passen. Fragen Sie, ob Herr Kreisky morgen früh um 9 Uhr in Hannover sein kann.“ Ich habe Kreisky in Lech am Arlberg ausfindig gemacht und angerufen, und er hat sofort gesagt: „Ja, ich kann.“ Am nächsten Tag war er in Hannover.

Prof. Pichlmayr führte die Transplantation durch, und ich flog dann nach ein oder zwei Wochen nach Hannover hinauf, um Kreisky zu besuchen. Als ich ins Hotel kam, fragte ich den Portier: „Ist die Frau Bundeskanzler da?“ Er antwortete ja, man kannte mich schließlich in dem Hotel, ich hatte dort viele Jahre lang immer wieder mein Zimmer. Da stand plötzlich eine Dame, die dort gesessen war, auf und sagte zu mir: „Entschuldigung mein Herr, wer sind Sie?“ Ich fragte zurück: „Und wer sind Sie?“ Der Portier hat dann die Szene entschärft und ihr erklärt: „Ich kenne den Herrn. Das ist Herr Gertner, ein Freund der Frau Kreisky. Er hat sich eben bei uns angemeldet. Außerdem hat er das Zimmer für Frau Kreisky gebucht.“ „Also gut, in Ordnung“, meinte die Dame – wie sich herausstellte, eine Kriminalbeamtin, die zum Schutz Vera Kreiskys eingesetzt war.

Wir fuhren dann zum Bundeskanzler ins Spital. Vor dem Zimmer im Krankenhaus sah ich drei Kriminalbeamte, zwei Maschinenpistolen lagen auf dem Tisch, in Kreiskys Krankenzimmer drängten sich vielleicht acht bis zehn Leute, und alle fünfzehn Minuten kam ein Anruf herein: von Olaf Palme, von Henry Kissinger und von einer Reihe anderer internationaler Politiker. Als ich mit Frau Kreisky, die eine Zigarette rauchen wollte, hinausging, fragte ich Sie: „Sagen Sie, Vera, geht das jeden Tag so?“ – „Ja, jeden Tag bis Mitternacht. Er sitzt im Bademantel und unterhält sich. Ich weiß nicht, wie ich die Leute loswerden kann!“ Ich fragte sie: „Möchten Sie sie loswerden.“ – „Aber ja“ – „Darf ich das übernehmen?“ – „Sehr gern, Danek, wenn Sie können!“ Da ging ich wieder in Kreiskys Zimmer zurück und sagte: „Meine Herren. Im Namen des Herrn Bundeskanzlers und von Frau Kreisky möchte ich Sie gerne zum Abendessen einladen. Nachdem er selbst nicht dabei sein kann, hat er mich ersucht, ich möge das erledigen. Die Taxis stehen

unten bereit. Der Tisch ist im Restaurant Wichmann bestellt. In einer halben Stunde können wir fahren.“

Wir sind dann auch wirklich ins Restaurant gefahren, und am nächsten Tag bin ich zu Kreisky gegangen, um mich zu verabschieden. Da sagte er: „Ich bin Ihnen dankbar, Danek, das war die erste Nacht, in der ich richtig gut hab schlafen können.“

### **Bangen um die Liebsten**

Nachdem mein Bruder sich von seiner Lebergeschichte wieder erholt hatte, nahm er seine Arbeit in der Wiener Firma wieder auf, besuchte auch schon in Moskau eine Messe, und so waren wir also nach langer Zeit wieder beide aktiv in der Firma. Sein Sohn, mein Neffe Alexander, der sein Studium in England beendet hatte, fuhr zu dieser Zeit nach Amerika, um dort Erfahrungen zu sammeln, er sollte später nach Wien zurückkommen und bei uns in der Firma mitarbeiten.

So ging es in der Firma ganz gut – doch leider nicht im privaten Leben. Meiner Frau machte die Niere immer mehr zu schaffen, sie wurde wieder in Hannover behandelt und man behielt sie dort im Spital. Es war eine sehr schwierige Situation – und diese hat rund eineinhalb Jahre gedauert. Ich musste von Wien nach Köln fahren, von Köln nach Hannover, von Hannover unter Umständen nach Zürich, von Zürich nach Moskau – ich war also praktisch mehr als eineinhalb Jahre ständig unterwegs, saß ständig im Flugzeug, musste mich zwischen zwei Flügen um meine Frau kümmern – was ich freilich sehr gerne getan habe –, und ich musste natürlich auch in der Firma präsent sein.

Mittlerweile war auch mein Bruder wieder erkrankt, und zwar hatte er Rückenschmerzen bekommen und man stellte fest, dass bei ihm an der Wirbelsäule etwas nicht in Ordnung war. Bei genauerer Untersuchung im Kantonsspital Zürich fand man heraus, dass er operiert werden musste. In Zürich praktizierte damals einer der berühmtesten Mikrochirurgen, Prof. Kreyenbühl. Dieser untersuchte meinen Bruder, sagte ihm aber gleich, dass er nicht mehr operiere – das würde sein Nachfolger machen, ein junger türkischer



Professor, der in der Schweiz ausgebildet worden war, nunmehr diese Abteilung im Kantonsspital Zürich leitete und einer der berühmtesten Chirurgen auf diesem Sektor war. Dieser Arzt hat dann auch meinen Bruder operiert, und danach sind die Nachbehandlungen gekommen und die notwendige Physiotherapie – kurz, die ganze Geschichte hat noch einmal ungefähr acht Jahre gedauert, und in dieser Zeit musste ich wieder die ganzen Firmenangelegenheiten alleine bewältigen – und das immer im Bewusstsein, meine kranke Frau daheim liegen zu haben. Denn Jadzia ist nach der Behandlungen in Hannover zwar mittlerweile wieder nach Hause nach Wien gekommen, war aber bettlägerig. Wir hatten zwei Krankenschwestern engagiert, die sich um sie kümmerten, zudem wurde sie von Prof. Anton Neumayr aus dem Rudolfinerhaus betreut.

## **Der Tod der geliebten Frau**

Im Dezember 1989 ist meine Frau gestorben. Das war so ein Schlag, wie kann man das ausdrücken oder beschreiben? Nach fünfundvierzig Jahren den geliebten Menschen zu verlieren. Sie hatte sich schon so geplagt, es hat weh getan, wenn man zuschauen musste. Ich habe versucht, es ihr leichter zu machen, so oft es nur ging, bei ihr zu sein. Ich bin bei ihr gesessen, Tage und Nächte lang. Und sie hat immer gewartet, wann ich denn schon endlich komme.

Nach dem Tod meiner Frau habe ich mich mit dem Gedanken getragen, wegzufahren aus Wien oder doch wenigstens das Haus zu verlassen und eine Wohnung in der Stadt zu nehmen. Aber habe ich mich dann irgendwie wieder erfangen und bin geblieben und habe gearbeitet und habe auch begonnen, öfter nach Israel zu fahren und mir zu überlegen, wie man die Menschen in Israel unterstützen könnte und wie man diesem Land behilflich sein könnte. Sicher sind mir auch meine Freunde geblieben, und ich habe eine Freundin, die ich sehr gerne habe und mit der ich mich sehr gut verstehe.

Aber trotz all dem ist es doch seit dem Tod meiner Frau für mich einsam geworden in dem großen Haus. Und noch stiller ist es

geworden, seit vor einigen Monaten mein Hund gestorben ist, der ein treuer Gefährte gewesen ist, ein lieber, interessanter und gescheiter Kerl. Er ist elf Jahre alt geworden, sein Name war Astor, und wenn ich im Fauteuil gesessen bin, hat er sich neben mich gesetzt, in den zweiten Fauteuil, hat die Pfote ausgestreckt und hat zuerst sehr vorsichtig meine Hand gestreichelt und dann meine Hand an sich gezogen und hat sie gehalten, um zu zeigen: ich bin da, ich bleibe bei dir und auf mich kannst du dich verlassen. Leider – er ist auch nicht mehr da.

Meine Freunde und Bekannten reden mir zu, ich soll mir wieder einen Hund nehmen, aber das möchte ich nicht. Schließlich und endlich bin ich schon fünfundachtzig, und ich möchte nicht, dass ich einmal nicht mehr da bin und dann ein Hund übrig bleibt, um den sich vielleicht niemand richtig kümmert.

## 11. Projekte in Israel

Bald nachdem wir die Firma in Wien gegründet hatten und es uns auch finanziell besser ging, haben wir uns auch für Israel engagiert. Natürlich sind dann aus Israel immer öfter Schlichim – was soviel wie „Gesandte“ heißt – zu uns gekommen, um für verschiedene wohltätige Institutionen Geld zu sammeln. Und wir haben uns immer wieder im bescheidenen Rahmen daran beteiligt. Gerne hätten wir schon damals etwas Eigenes aufgebaut, konkrete Projekte in Israel, aber das mussten wir im Moment noch zurückstellen.

An einem kleinen, aber sehr wichtigen Berufsausbildungsprogramm konnten wir uns durch Zufall aber schon damals beteiligen: Einer dieser „Gesandten“ aus Israel war ein frommer Jude namens Groß, der 1948, gleich nach der Staatsgründung Israels, eingewandert war. Eine seiner Aktivitäten bestand darin, für junge Burschen, die nach ihrem Militärdienst keine Beschäftigung hatten, eine berufliche Zukunft aufzubauen, indem er ihnen eine Lehre als Schlosser oder Elektriker ermöglichte. Groß sprach bei uns wegen finanzieller Unterstützung vor, und wir haben ihm auch geholfen. Eines Tages kam er mit einem neuen Vorschlag zu uns: „Herr Gertner, Sie haben hier verschiedene Prospekte von Maschinen. Ich brauche für meine Schüler so eine Werkzeugmaschine, die Sie im Angebot haben.“ Ich habe darauf gesagt: „Gut, Herr Groß, wir machen Ihnen ein Angebot mit einem sehr speziellen Preis.“ Wir haben ihm 10.000 Dollar Rabatt gegeben, das entsprach einem Drittel des Kaufpreises – zwei Drittel sollte er aber bezahlen. Groß sagte, es täte ihm leid, er hätte das Geld jetzt noch nicht, er wäre ja noch mitten im Sammeln, aber: „Ich fahre nach Hause, da werde ich dann schon die Mittel bekommen, und dann schicke ich Ihnen das Geld.“ Ein Jahr hörten wir nichts von Herrn Groß, ein weiteres Jahr hörten wir nichts von Herrn Groß – und im dritten Jahr erscheint er dann plötzlich: „Meine lieben Herren, ich zeige mich wieder, denn ich brauche





*Jadzia und Danek Gertner auf einer ihrer vielen Reisen nach Israel*

Geld. Es tut mir leid, ich habe Ihnen nichts bezahlt, aber ich habe es abgearbeitet.“ Auf unser erstauntes Nachfragen, wie er das denn meine, sagte er: „Sie haben mir jedes Jahr eine Unterstützung gegeben. Zwei Jahre war ich nicht da, das macht genau zwei Raten, das ist der Restbetrag für die Maschine.“

Diese Argumentation hat uns sehr gut gefallen – und auch sonst waren wir von seiner persönlichen Haltung sehr beeindruckt. So zum Beispiel von seinem Verhalten, wenn er „auf Mission“ in Wien war, da ist er nie – wie viele andere – mit dem Taxi gefahren, sondern ist zu Fuß gegangen oder höchstens mit der Straßenbahn gefahren. Er hat auch nicht in einem Hotel gewohnt, sondern im Heim des Rabbiner Grünfeld. Und auch sonst war er höchst bescheiden, und sagte immer, er habe kein Recht, die Gelder, die er sammelt und die man ihm gibt, für sich selbst auszugeben. Das hat uns imponiert – ein alter bescheidener Mann. Ich habe ihn unlängst Israel besucht, er ist schon über neunzig Jahre alt, hält sich gut und ist im Kopf so klar, dass es wirklich ein Vergnügen ist, sich mit ihm zu unterhalten. Wie es überhaupt eine besondere Freude ist, mit so einem ganz besonderen Menschen, der wirklich soviel für die Jugend und das Land geleistet hat, Umgang haben zu dürfen. Auch seine Schule habe ich früher öfter mit meinem seligen Bruder Marian besucht, die Arbeiten der jungen Burschen haben uns immer sehr beeindruckt und wir hatten das Gefühl, ein Projekt zu unterstützen, für das es sich wirklich lohnt.

## **Die großzügige Familie in den USA**

Auf meinen Reisen nach Brasilien habe ich manchmal auch in Amerika Station gemacht. Ich besuchte dort meinen Cousin Marcel Gertner, der in New York lebte, nachdem er den Krieg in Venezuela und Israel überlebt hatte. Er war sehr wohlhabend, wie auch einige Verwandte meiner Frau – ihr Onkel beispielsweise, der schon während des Ersten Weltkrieges nach Amerika gefahren ist und sich dort als erfolgreicher Zahnarzt ein schönes Vermögen erarbeitet hat. Alle haben mich, der ich ja aus dem zerstörten Europa kam,



*Jadzia Gertner wird von Premierminister Golda Meir empfangen*

gefragt, ob wir Geld benötigten, ob sie der Familie irgendwie helfen könnten. Ich habe sie dann immer beruhigt und erklärt, dass wir jetzt bereits in einer Situation wären, wo wir keine Hilfe brauchen, sondern bereits anderen helfen können. Aber ich machte ihnen den Vorschlag, gemeinsam verschiedene Projekte zu fördern, und erzählte etwa, dass meine Frau bereits aktiv für die „Österreichischen Freunde des Chaim Sheba Medical Centers in Tel Hashomer“ in Wien arbeite, dass es aber auch noch größere medizinische Projekte gäbe, die wir allein, ohne Unterstützung anderer Unternehmen, nicht sponsern könnten. Beide Seiten unserer Familie haben sich dann bereit erklärt mitzumachen und haben auch sehr hohe Beträge zur Verfügung gestellt.



## **Jadzia und ihre Freundinnen: Geld für moderne Kliniken**

Meine Frau hat 1969 die „Österreichische Gesellschaft der Freunde von Tel Hashomer“ – heute unter dem Namen „Chaim Sheba Medical Center-Tel Hashomer“ weltweit bekannt – in Wien gegründet. Durch eigene Aufwendungen, durch gesellschaftliche Aktivitäten und durch die anonymen Spenden meiner Verwandten in Amerika konnte sie dann sehr aktiv werden. Zudem hat uns die Bekanntschaft mit den beiden Professoren Mordechai Shani und Boleslaw Goldmann, zwei jungen Ärzten aus Tel Aviv, sehr motiviert und wir haben gleich aus eigenen Mitteln einige medizinische Apparate gekauft, die dort dringend benötigt wurden. Es war damals die Zeit nach dem Sechs-Tage-Krieg, und so haben wir als Erstes mit dem Aufbau einer lebensrettenden Blutbank begonnen.

Das Spital existierte damals in Form einer Barackenstadt – Holz- und Blechbaracken, die ursprünglich das britische Militär errichtet hatte. Der erste Staatspräsident, David Ben Gurion, hat den Arzt und Pionier Dr. Chaim Sheba bei der Gründung unterstützt, weil die Einrichtungen sowohl Zivilisten als auch Militärs zugute kamen. 1948 als Armeehospital Nr. 5 gegründet, wurde das Spital 1953 in ein ziviles medizinisches Zentrum umgebaut und ist seit 1971 unter dem Namen „Chaim Sheba Medical Center“ bekannt. In der Zwischenzeit ist das „Tel Hashomer-Spital“, wie es kurz genannt wird, zu einer riesigen Spitalsstadt gewachsen, mit diversen Hochhäusern, einem eigenem Supermarkt und zwei Parkhäusern. Es ist eine Stätte hochqualitativer medizinischer Forschung geworden und zählt mit 1900 Betten, einer Belegschaft von 4600, darunter 860 Mediziner, zu den größten Spitälern im Nahen Osten.

Unsere Familie hat auch zwei „Gertner-Institute“ gegründet – eines für die Behandlung von Trauma-Patienten und ein zweites für Gentechnik. Das Institut für Gentechnik hat eine wichtige Funktion in Berücksichtigung der Tatsache, dass Israel hauptsächlich aus Einwanderern besteht, deren Herkunftsländer und Nationalitäten nicht unterschiedlicher sein könnten. Hier leben Juden von der berühmten Seidenstraße, Juden aus dem Kaukasus,

also aus Armenien und Georgien, Juden aus Äthiopien, Indien, Russland und Polen, und alle haben sich im Laufe der Zeit vermischt und sind so für die Genforschung von besonderem Interesse.

Von den Projekten des „Tel Hashomer-Spital“ aber waren wir alle so begeistert, dass wir uns dazu entschlossen haben, es tatkräftig zu unterstützen. Meine Frau hat mit ihren Wiener Freundinnen, die sie als Mitstreiterinnen für die gute Sache gewonnen hatte, Veranstaltungen, Empfänge, Brunches organisiert und dabei Geld gesammelt. Und das hat sie auch sehr viel Mühe – und vielleicht auch ihre Gesundheit – gekostet.

Im Mai 1981 wurde die Blutbank – als unser erstes Projekt – in Betrieb genommen. Dazu kam bereits 1985 die Errichtung der Abteilung für Neurochirurgie, und dem folgte, nur vier Jahre später, die plastische Chirurgie. 1991 eröffneten wir die Abteilung „Psychiatrie A“, bei der es anfänglich Probleme gegeben hat, und einige Freunde wollten mich auch davon abbringen. „Hör‘ mal, was soll das mit der Psychiatrie, das ist etwas für verrückte Leute. Die betroffenen Familien wollen nichts damit zu tun haben.“ Gerade deshalb aber, so argumentierte ich, müsse es geschaffen werden: eine Stelle, wo man sich professionell solcher armen Menschen annimmt, um die sich ja oft niemand kümmert. So haben wir die Psychiatrie errichtet, und sie funktioniert auch sehr gut.

Im gleichen Jahr haben wir dann das „Jadzia-Gertner-Institut für Epidemiologie, Gesundheitspolitik und -forschung“ eingeweiht. Und ab 1993 konnte die Herzintensiv-Station mit bester medizinischer Ausstattung viele Menschenleben retten. 1996 folgte das Humangenetik-Institut und zwei Jahre danach schon die „Gynäkologische Notaufnahme“. Im Jahre 1998 haben wir dann das Jadzia-Gertner-Institut maßgeblich erweitert.

In der Zwischenzeit haben auch Frau Kommerzialrat Rudolfine Steindling wie auch die Kinder und der Mann meiner verstorbenen Nichte Susi – im Gedenken an sie – wichtige Abteilungen gestiftet.

Nach dem Tod meines Bruders Marian im Jahr 2001 habe ich zum Gedenken an ihn einen Seitentrakt für das Gertner-Institut errich-



*Eines der Institute in Tel Haschomer zur Erinnerung an Jadzia Gertner*



*Danek Gertner im Gespräch mit Leab Rabin, einer langjährigen  
Freundin der Familie*





*Danek Gertner und Ministerpräsident Yitzhak Rabin*

ten lassen, der im September 2003 eröffnet worden ist. In diesem Haus beschäftigt man sich speziell mit dem Thema des Trauma. Behandelt werden junge Soldaten, die ja später einmal das Land politisch und gesellschaftlich mitbestimmen werden, aber auch israelische Araber, die ebenfalls vielfach unter Trauma-Zuständen leiden.

Ich habe mir von Professor Shani, der auf diesem Gebiet ein ausgezeichnete Fachmann ist, diese Krankheit erklären lassen. Er meint, das Trauma könnte man auch heute nicht eingrenzen, Symptome dieser Krankheit treten ebenso bei den Überlebenden der Schoah wie auch bei deren Nachfahren auf und man findet sie bei den jungen Leuten in der Armee wie auch oft schon bei Schulkindern.

### **Yad Vashem: Gedenkstätte und Forschungszentrum**

Nach dem Tod meiner Frau habe ich es als meine Pflicht gesehen, mich auch weiter um die Anliegen des Tel Hashomer-Spitals zu kümmern – gerade weil sie so viel Arbeit, Mühe und ihre Gesundheit investiert hat. Während ihrer Krankheit, als Jadzia fast nicht mehr gehen konnte, hat sie sich immer noch mit den Plänen der Freundesgesellschaft befasst – und bis zuletzt war sie am Fortschritt der Projekte in Israel interessiert.

Im Zusammenhang mit dem Ableben meiner Frau habe ich dann lange überlegt, was ich machen soll. Ich habe dann den Entschluss gefasst, meine Tätigkeit für Israel noch weiter auszuweiten. Durch einen lieben Freund, Dr. Josef Burg, der eine berühmte Persönlichkeit in Israel und unter anderem viele Jahre Kultur- und Innenminister gewesen ist, habe ich mich dann für Yad Vashem zu interessieren begonnen. Minister Burg, der vor drei Jahren gestorben ist, war Präsident dieser Gedenk- und Forschungsstätte in Jerusalem, und ich war Jahrzehnte lang mit ihm befreundet. Er war einer der gescheitesten Menschen, denen ich je in Israel begegnet bin, ein Mensch des Ausgleichs, der es verstanden hat, mit allen politischen Parteien und mit



*Danek Gertner bei der Kranzniederlegung am Yom Haschoah, dem Holocaust-Gedenktag, in Yad Vashem, Jerusalem.*

allen Leuten gut auszukommen. Er hat mir vorgeschlagen, für die Erforschung der Geschichte des Holocaust einige Einrichtungen zu schaffen, um den Historikern ein effizientes Arbeiten zu ermöglichen. So entstand als erstes Projekt ein Laboratorium, das für das Holocaust-Archiv die historischen – und großteils einmaligen, weil unwiederbringlichen – Schriftstücke restauriert und nach modernsten Erkenntnissen auch konserviert. Als großes zweites Projekt errichtete man mit meiner Unterstützung und in meinem Namen das „International Institute for Holocaust Research“. Dieses weltweit angesehene Institut hat zusätzlich ein wichtiges wissenschaftliches Gremium geschaffen, und zwar das „Danek Gertner-International Conference Center“. Hier finden mindestens einmal im Jahr Konferenzen mit





*Von links: Nava Barak, Danek Gertner, Rudolfine Steindling und der ehemalige Ministerpräsident Ehud Barak.*

Historikern aus aller Welt statt, die alle zu Themenschwerpunkten des Hauptinstituts, des „International Institute for Holocaust Research“, forschen und arbeiten.

Am 23. September 2003 wurde ein weiteres Projekt fertiggestellt und eingeweiht, nämlich das Verwaltungs- und Forschungsgebäude, das aus Anlass des 50-Jahr-Jubiläums von Yad Vashem renoviert werden musste. Dieses Gebäude widmete ich der Erinnerung an meine Eltern Elieser und Zelda Gertner sowie an meine Brüder Arie und Schimek, die alle während der Schoah ermordet worden sind.

Ferner habe ich einen Fond für „PhD-Scholarship“ eingerichtet, damit eine neue Generation von Historikern in dieser wichtigen Sparte weiter ausgebildet werden kann. Schließlich weiß ich, dass „Historiker“ ein mehr oder weniger brotloser Beruf ist.

## **Hella Gertner: Aktiv für die Tel Aviv University**

Gleichzeitig mit den Aktivitäten meiner Frau hat auch meine Schwägerin Hella begonnen, sich für Projekte in Israel einzusetzen. Sie gründete die „Österreichische Gesellschaft der Freunde der Universität Tel Aviv“ und förderte wichtige Forschungsprojekte an verschiedenen Fakultäten. Meine Schwägerin ist sehr ehrgeizig, und sie hat wirklich sehr viel Arbeit und Mühe investiert, um diese Gesellschaft erfolgreich zu führen. Leider ist sie in den letzten Jahren krank geworden und kann sich jetzt nicht weiter damit befassen. Und leider sind auch ihre Freundinnen und Unterstützerinnen – ähnlich wie bei meiner Frau und Tel Hashomer – in der Zwischenzeit nicht jünger geworden, sodass sie auch hier mit keiner Unterstützung rechnen kann. Und leider ist die nächste Generation nur schwer zur Übernahme solcher Agenden zu bewegen. Wahrscheinlich will die Jugend eigene Projekte vorschlagen, und dann diese auch mit Gleichaltrigen finanzieren. Dankenswerterweise hat jetzt mein Neffe, Alexander Gertner, Hellas Sohn, die Aufgaben des Generalsekretärs für die Gesellschaft der Tel Aviv University in Österreich übernommen.

Als Präsidenten der Freundesgesellschaft konnte er den angesehenen Industriellen und ehemaligen Finanzminister Dr. Hannes Androsch für die Aktivitäten in Österreich und Israel gewinnen.

Ich habe mich im Januar 2004 an einem Gemeinschaftsprojekt der Stadtverwaltung Tel Aviv und der Tel Aviv University beteiligt: Aus Anlass der Eröffnung des „Zentrums für besonders begabte Studenten“ auf dem Gebiet der Mathematik und Physik habe ich mich verpflichtet, dieses Zentrum mit seinen Laboratorien und wichtigen Geräten zu erhalten.

Ich habe mich auch mit einem neuen Projekt befasst, und zwar mit einem Schülerheim für die Wüstenstadt Beer Schewa. Der ehemalige israelische Botschafter in Bonn und Paris, Asher Ben Nathan, leitet dort das Akademische Zentrum Ben Gurion. Zusammen mit einigen Freunden haben wir die Mittel für den Bau eines Schülerheims mit achtzehn Schlafräumen zur Verfügung gestellt.



*Hella und Marian Gertner im Gespräch mit ÖGB-Präsident Anton Benya*

Dieses Heim ist schon fertiggestellt und auch immer gut ausgelastet. Zusätzlich habe ich auch Stipendien für mittellose Schüler gestiftet, denn das Akademische Zentrum könnte das finanziell nicht leisten. Jugendliche aller Nationalitäten, das heißt Juden, Beduinen und Araber gleichermaßen, besuchen als israelische Staatsbürger diese Institution.

### **Neues Leben im „Café Europa“**

Ich bin dreimal im Jahr in Israel, zu allen größeren Feiertagen: Im April zu Pessach (Ostern), im September zu Rosh Haschana (Neujahrsfest) und im Dezember zu Chanukkah (Lichterfest). Meist verbringe ich dann jeweils vier bis sechs Wochen dort, lebe also rund ein Drittel des Jahres in Israel. Ich habe viele Freunde und Bekannte dort und schaue mich auch immer um, was ich eventuell noch für das Land und seine Menschen tun könnte.

Dann habe ich noch regelmäßige Kontakte mit dem Bürger-



meister von Tel Aviv, Ron Huldai, mit dem ich sehr befreundet bin. Und er hat mich auch für ein Projekt der Stadtverwaltung Tel Aviv gewonnen, für das „Café Europa“. Dabei handelt es sich um einen Treffpunkt für Überlebende der Schoah aus ganz Europa, die hier einmal in der Woche zusammenkommen, um zu plaudern und eine gewisse Zeit miteinander zu verbringen. Und das ist etwas, das die Leute wirklich bewegt. Eine Dame hat mir das sehr emotional geschildert: „Ich war eine alte Frau allein zuhause; mein Telefon war tot, kein Mensch hat mich angerufen. Ich habe mit niemandem Kontakte gehabt – bis man dieses „Café Europa“ gegründet hat. Hier unterhalten wir uns, wir tanzen, wir telefonieren, wir haben neue Kontakte geknüpft. Das heißt, wir sind nicht mehr so allein. Es ist auf einmal lebendig geworden, mein Telefon klingelt wieder. Bevor das „Café Europa“ existiert hat, bin ich nicht zum Friseur gegangen, habe mich nicht schön angezogen und habe auch keine Verabredungen gehabt. Ich war einfach ein nutzloser Mensch.“

Zusätzlich dazu unterstütze ich noch eine Tagesstätte für Senioren in Ramat Aviv, einem Bezirk von Tel Aviv. Die alten Leute werden mit Bussen in der Früh abgeholt und zu diesem Tagesheim gebracht, werden hier von Sozialarbeitern betreut, erhalten ein Mittagessen und haben ein kleines Programm, oft mit interessanten Vorträgen. Um fünf Uhr Nachmittag bringen die Busse sie dann wieder nach Hause. Das ist besonders für Familien konzipiert, in denen die Kinder arbeiten, die Enkelkinder in der Schule sind und daher niemand Zeit und Möglichkeit hat, sich um einen Großvater oder einen Urgroßvater zu kümmern. Da kann dieses Zentrum sehr gut helfen und ist wirklich eine nützliche Sache.

### **Jugendstil-Kunst fürs Museum Tel Aviv**

Die Erinnerung an die umfangreiche Huzulen-Sammlung meines Vaters hat mich und meine Frau auch dazu bewogen, ebenfalls mit dem Sammeln von schönen Kunstgegenständen zu beginnen. Wir konzentrierten uns zuerst auf die Zeit des Jugendstils und Art Deco und erweiterten dann unsere Kollektion durch Porzellan aus Meißen,

Silbergegenstände, Schnupftabakdosen und diverse Gemälde. Mit der Zeit wurde eine sehr schöne Sammlung daraus, die auch eine Reihe von kostbaren Gallé-Vasen, Gallé-Lampen und Gallé-Tischen enthält. Und weil ich möchte, dass diese Sammlung Jadzia & Danek Gertner als Einheit erhalten bleibt, habe ich beschlossen, sie dem Museum Tel Aviv, und zwar dem Helena Rubinstein-Trakt, zu überlassen, dort soll sie ein neues Zuhause finden.

### **Kosow mitten in Zfat**

Im Norden von Israel liegt das alte Gebirgsstädtchen Zfat. Als ich mit meiner Ehefrau Mitte der 80er Jahre dort hingekommen bin, hatten wir den Eindruck, dass es ein ziemlich verschlafenes Städtchen ist. Später bin ich wieder nach Zfat gefahren und habe dort viele Künstler entdeckt – es war eine richtige Künstlerstadt geworden, eine kleine idyllische Kolonie, wo die Straßen mit Granatapfelbäumen gesäumt waren und sich Künstler niedergelassen hatten. Die Stadt wirkte sehr pittoresk und gemütlich.

Man hat mir dann auch die geschichtliche Verbindung von Zfat und Kosow erzählt: 1847 waren zwei Juden aus Kosow nach Zfat gekommen, und zwar zu Fuß über die Türkei und Syrien. Sie hatten zwei Säckchen mit Goldmünzen dabei und bauten die „Synagoge Kosow“ damit auf. Zfat war damals ein Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit. Gleich gegenüber der „Synagoge Kosow“ befand sich die Synagoge Luria – Arie Luria war ein Gelehrter, der viel zur Entwicklung der Kabbala beigetragen hat. Weiters gab es dort die Synagoge von Josef Karo, der an dem bedeutenden Gesetzbuch Schulchan Aruch mitgearbeitet hat. Hier lebten ständig Gelehrte, die vor der Spanischen Inquisition 1492 geflohen waren, und der Legende nach sind hier auch die berühmtesten Gelehrten begraben, u.a. Rabbi Akiba, Shimon Bar Jochanan und Jochanan Ben Zakai.

Später hat sich die Lage in Zfat geändert. Bei den Kämpfen 1948, im Unabhängigkeitskrieg, ist im Städtchen sehr viel zerstört worden, darunter auch die Synagoge von Kosow. Im Jahre 1954 konnte sie wieder errichtet werden, hauptsächlich von „Baalei Tschuwa“ aus England, so bezeichnet man im Hebräischen säkularisierte Juden, die sich irgendeinmal wieder der jüdischen Lehre und Religion zuwen-

den. Wir haben diese kleine Synagoge laufend finanziell unterstützt, und kürzlich habe ich sie auch besucht und gesehen, dass sie eher den Charakter einer Lehrstube, eines „Stibel“, hat: es herrscht dort ein fröhliches und reges Treiben, und ich habe auch studierende junge Amerikaner getroffen.

Die letzten drei Jahre war ich nicht mehr dort, weil ich mit den anderen Projekten in Israel so beschäftigt und ausgelastet war. Doch im Jänner 2004, als ich kurz am Toten Meer zur Erholung war, erhielt ich den Anruf von Herrn Leser, dem Vorstand der Kosower Synagoge in Zfat. Leser hat mir aufgeregt berichtet, dass im New Yorker Stadtteil Brooklyn ein „Kosower Enkel“ lebe – das würde bedeuten: ein direkter Nachfahre der legendären Rabbiner-Dynastie Hager. Ich sagte ihm, dass ich dies bezweifle, weil ich selbst am 11. Oktober 1942 mit Chaim Hager, dem berühmten Rabbiner aus Kosow, im Zug ins Vernichtungslager Belsec einwaggoniert gewesen bin und meines Wissens er und sein Sohn Alther schrecklich zugrunde gegangen sind. Doch Leser berief sich auf die Wiedergabe eines Gerüchtes in meinem ersten Buch, wonach sich irgendjemand aus der Rabbinerfamilie nach Amerika gerettet haben soll, und er bat mich inständig, beim Kosower Rabbiner in Brooklyn anzurufen, um seine Angaben zu verifizieren.

Ich habe daraufhin mit diesem Rabbiner in Brooklyn ausführlich telefoniert und habe folgendes herausgefunden: Seine Großmutter war tatsächlich die Schwester von „meinem“ Chaim Hager, dem letzten Kosower-Rabbiner. Als die russischen Truppen 1939 nach Kosow kamen, flüchtete sie in die Bukowina, und von dort hat man sie in ein Konzentrationslager nach Transnystria verschleppt. In diesem Lager waren hauptsächlich Rumänen und Juden aus Transsylvanien angehalten, und die meisten sind dort umgekommen – verhungert oder bei der Arbeit zu Tode geschunden. Diese Schwester von Chaim Hager, Rachel wurde sie genannt, hat den Großvater des jetzigen Rabbiners, Herschel, geheiratet. Er hat mir auch berichtet, dass Alther, mein Altersgenosse, der Sohn Chaim Hagers, damals doch noch aus dem Zug gesprungen ist, dass er sich aber dabei verletzte und man ihn erwischte und erschossen hat. Der Brooklyner Rabbiner und ich haben sehr lange miteinander gesprochen, weil er alles über die letzten Stunden seiner berühmten Ahnen wissen wollte. Und wir haben verabredet, in Kontakt zu bleiben.



## 12. Das Vermächtnis des Vaters – Hilfe für die Ärmsten

Nach meinem Rückzug aus der Firma habe ich im Jahr 1990 auf einer Reise in die Ukraine in Lemberg auch eine der beiden dortigen Synagogen besucht – und daraufhin die jüdische Scholem Alejchem Organisation. Ich habe mich mit ihrem Leiter zusammengesetzt und mir die Probleme der Menschen schildern lassen – und bald gemerkt, dass es sich dabei vor allem um arme, alte und kranke Menschen handelt.

In ganz Lemberg leben heute noch rund 7.000 Juden – vor dem Krieg waren es 115.000 gewesen. Es sind meist Leute, die mit der sowjetischen Armee als Offiziere oder sonstige Angestellte nach Lemberg gekommen und nach ihrer Entlassung in der Stadt geblieben sind. Oft haben damals Ärzte Krankenschwestern geheiratet, Angestellte der Armee Sekretärinnen – und so ist diese Gruppe von nicht ganz 7.000 Juden entstanden. Ein Teil davon ist auch aus den Ghettos oder den Konzentrationslagern gekommen, und zwar meist aus den Ostgebieten der Ukraine an der Grenze zu Polen.

Einen alten jüdischen Friedhof gibt es in Lemberg nicht, er ist zerstört worden, man hat die Marmorplatten herausgenommen und damit den Appellplatz gepflastert, auf dem man einst die Juden zusammengetrieben hat. Der jetzige Friedhof liegt oben auf der Janowskastraße, und seine ältesten Gräber stammen aus dem Jahr 1944, als die ersten sowjetischen Soldaten im Kampf um Lemberg gefallen sind.

Die jüdische Gemeinde in Lemberg ist also überaltert, und was es da gibt, ist eine Veteranengruppe – bestehend aus rund 400 Veteranen der ehemaligen Sowjetarmee – und die zwei Synagogen. Eine davon gehört der genannte Scholem Alejchem Organisation, die rund 2.500 Mitglieder hat – unter ihnen jene 400 Veteranen, deren ältester ein 96jähriger ehemaliger General

ist. Sie leben von ihren kargen Pensionen, die kaum fürs Überleben reichen.

Die Synagoge ist sehr alt – sie liegt in der Ugolnastraße, auf deutsch Kohlenstraße, – sie war schon vor dem Krieg da, ist während des Krieges ein Büro der Gestapo gewesen, wurde nach dem Krieg von den Ukrainern übernommen und man hat dort ein Sportzentrum errichtet.



*Besuch bei ehemaligen Nachbarn: Danek Gertner und Frau Kikintschuk*

Als ich im Jahr 1990 wieder nach Lemberg gekommen bin, hat sich die Gemeinde gerade bemüht, ihre Synagoge zurückzubekommen. Das ist schließlich auch gelungen, man hat sie mit meiner finanziellen Unterstützung renoviert und hat dann dort die Scholem Alejchem Organisation aufgebaut. Viele ihrer Mitglieder kommen regelmäßig hin, man hat mit meiner Hilfe eine Bibliothek eingerichtet, und ich habe auch ein Herzambulatorium finanziert. Aber, wie gesagt, die gesamte Organisation ist überaltert. Es hat wohl früher einmal eine Jugendgruppe gegeben, eine Kultur-

gruppe, wie sie das nannten, da wurde getanzt und gesungen und auch Theater gespielt mit einem richtigen Regisseur. Aber der ist mittlerweile aus Lemberg weggezogen, es ist für ihn einfach uninteressant geworden, und ist nach Tschernowitz übersiedelt. Neben dieser Synagoge gibt es in Lemberg, wie ebenfalls schon erwähnt, noch eine zweite, die von Amerikanern und auch aus Israel, teilweise von Lemberger Emigranten, unterstützt wird.



*Trotz Orden ein karges Leben – ein jüdischer Veteran in Kosow.*

Die Scholem Alejchem Organisation in Lemberg kümmert sich auch um die unmittelbar angrenzenden Gemeinden. Daneben gibt es noch ein weiteres jüdisches Komitee im ehemaligen Stanislau, dem heutigen Ivano-Frankovsk und dieses Komitee arbeitet für eine größere Region – bis nach Zabie und Kosow. In Zabie gibt es gerade noch zwei Juden, in Kosow und Umgebung habe ich fünf Juden gezählt, in Kolomea sind es etwa hundertzwanzig.

Auch dieses Komitee in Stanislau unterstütze ich. Dreimal im Jahr erhalten die Bedürftigen, die vom Komitee betreut werden, von mir

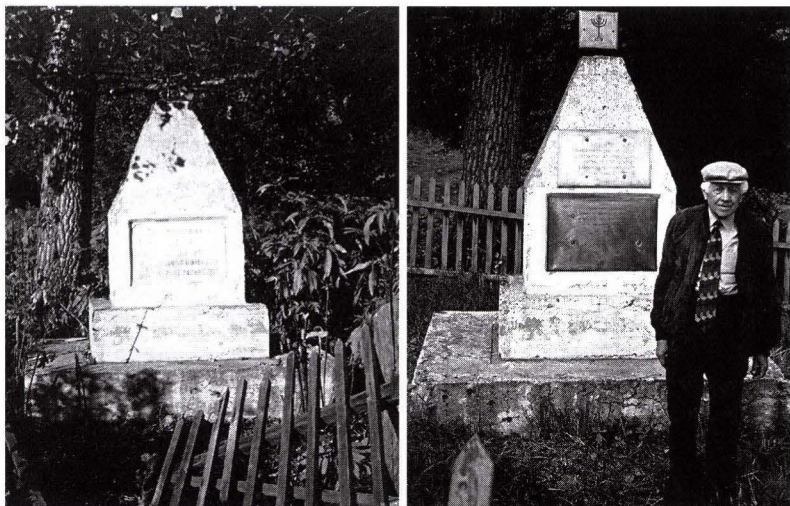


eine finanzielle Zuwendung – zuerst zu Pessach, dann zu Rosch Haschana und dann zu Chanukkah. Das ist von diesem Komitee wirklich sehr gut organisiert: Ich bekomme von ihnen regelmäßig Berichte, in denen angeführt wird, wie viele Juden dort in der Ortschaft wohnen, wie viele von ihnen bedürftig sind und was jeder einzelne erhält. Und wer etwas bekommt, wird mit Namen, Adresse und Geburtsjahr aufgelistet und muss den Empfang schriftlich bestätigen. Es sind sehr alte Leute, ich sehe die Jahrgänge bei den Unterschriften – und sie haben diese Hilfe bitter nötig.

Man muss feststellen, dass die jüdische Bevölkerung und die jüdische Kultur langsam verschwindet. Es ist traurig, wenn man diese Ortschaften sieht, wenn man Häuser betritt, wo man die Menschen gekannt hat, und wenn man sieht, wie das heute alles aussieht – und wie es verkommt. Aber das ist die Situation heute. Ich glaube nicht, dass es dort noch eine Zukunft für das Judentum oder für die Juden geben kann. Denn es gibt keine Jugend, die daran interessiert wäre, dort zu leben und etwas aufzubauen. Und es gibt auch keine Erwachsenen, die imstande wären, da etwas Neues zu schaffen.

Ich bin schon mehrmals gebeten worden, für Denkmäler zu spenden, aber ich habe das immer abgelehnt – ich finde, die Lebenden brauchen unsere Hilfe dringender. Eine Ausnahme habe ich allerdings gemacht, und zwar bei den Erinnerungsstätten der Massenerschießungen durch die Nazis. So habe ich, nachdem ich die Tafel in Kosow gesehen habe, auf der von 4.500 sowjetischen Staatsbürgern, die von den deutschen Faschisten umgebracht worden sind, die Rede ist, dort eine neue Tafel errichten lassen: „Hier liegen 4.500 Juden, die von den deutschen Faschisten und deren Helfershelfern umgebracht worden sind.“

Ich bin davor zum Bürgermeister gegangen, der das zunächst abgelehnt hat – und erst nachdem ich ihm ein gewisses Kuvert hingelegt habe, hat er das mit Stempel und Unterschrift genehmigt. Dabei ist es erst nur um das Wort „Juden“ gegangen. Dann habe ich noch verlangt, dass man das Wort „Helfershelfer“ hinzufügt. Da fragte er scheinbar naiv: „Wen meinen Sie?“ Ich antworte: „Die gleichen Leute, die Sie meinen.“ – „Das kann ich nicht machen“ –



*Links: Mahnmal in Zabie ohne Erwähnung der Juden. Rechts: Danek Gertner erkämpfte eine Erinnerungstafel für die jüdischen Opfer*

Darauf legte ich ihm wieder ein Kuvert auf den Tisch, schließlich akzeptierte er auch das, und so habe ich die Tafel entsprechend anfertigen lassen.

Das Gleiche habe ich dann auch in Zabie gemacht. Auch für die dortige Mordstätte habe ich eine neue Tafel anfertigen lassen und beim zuständigen Bürgermeister durchgesetzt – und dafür meinen Obolus entrichtet.

Vielleicht nehme ich mir noch einmal die Mühe, nach Galizien zu reisen, nach Lemberg und hinauf in die Karpaten, bis nach Kosow und Zabie. Irgendwie werde ich wohl wieder Sehnsucht danach haben – da ginge es dann abermals zurück in die alte Heimat. Freilich, viele bekannte Menschen und Freunde kann es dort nicht mehr geben. Ich werde vielleicht ein paar alte Ukrainer finden, die irgendwie noch den Namen unserer Familie kennen. Und vielleicht finde ich auch noch einige arme Juden, denen bisher niemand geholfen hat und für die man etwas tun sollte. Menschen wie jene, denen einst mein Vater geholfen hat. Und jetzt liegt es eben an mir. Denn man folgt immer dem Weg von zu Hause.

# Anhang

## Die verzweigte Familie Gertner

Mein Großvater mütterlicherseits war zweimal verheiratet. Seine erste Frau hatte ihm vier Kinder geschenkt:

- Jonas, Ingenieur und Chemiker, arbeitete bis 1933 in Deutschland und wanderte dann nach Kanada aus, wo er mit seiner Frau und seinen Kindern Ise und Hermann lebte. Er verstarb in den fünfziger Jahren.
- Die ältere Tochter Donia heiratete einen gewissen Chajim Leker und war bereits vor oder während des Ersten Weltkriegs nach Kanada ausgewandert.
- Den Sohn Jakob nannten wir alle Jäckel. Jäckel heiratete ein Fräulein Tendler aus Rachov, einem kleinen Städtchen auf der ungarischen Seite der Karpaten. Gemeinsam haben sie in Tissa Bogdan Lui im Schatten der Berge gewohnt. Dort ist er bereits sehr früh gestorben.
- Die Tochter Genia ehelichte einen Herrn Fischer aus Sniatyn, der allerdings ebenfalls früh verstarb.

Die zweite Frau, Rosa, gebar ihm weitere fünf Kinder:

- Fajcia, die erste, war in Zaleszczyki mit Mosche Hitler verheiratet.
- Simon ging als Chemie-Ingenieur nach Deutschland, lebte dort bis Anfang der dreißiger Jahre, kehrte dann nach Polen zurück und war der Reihe nach Direktor der Lederwarenfabriken in Zloczow, in Kowel und in Lemberg.
- Ihr drittes Kind war Zelda, unsere Mutter.
- Dinah, das nächste Kind, starb Anfang der zwanziger Jahre.
- Ihr letztes Kind war unser Onkel Hermann.

Großmutter Rosa hatte ebenfalls vier Geschwister:

- ihren Bruder Chajim Knoll;
- ihre Schwester Zalcia, die den Sägewerkbesitzer Schmajer Bloch aus Delatyn heiratete;
- ihre Schwester Ciupa, später Ehefrau des Rabbiners Reful Weiser in Stanislaw;

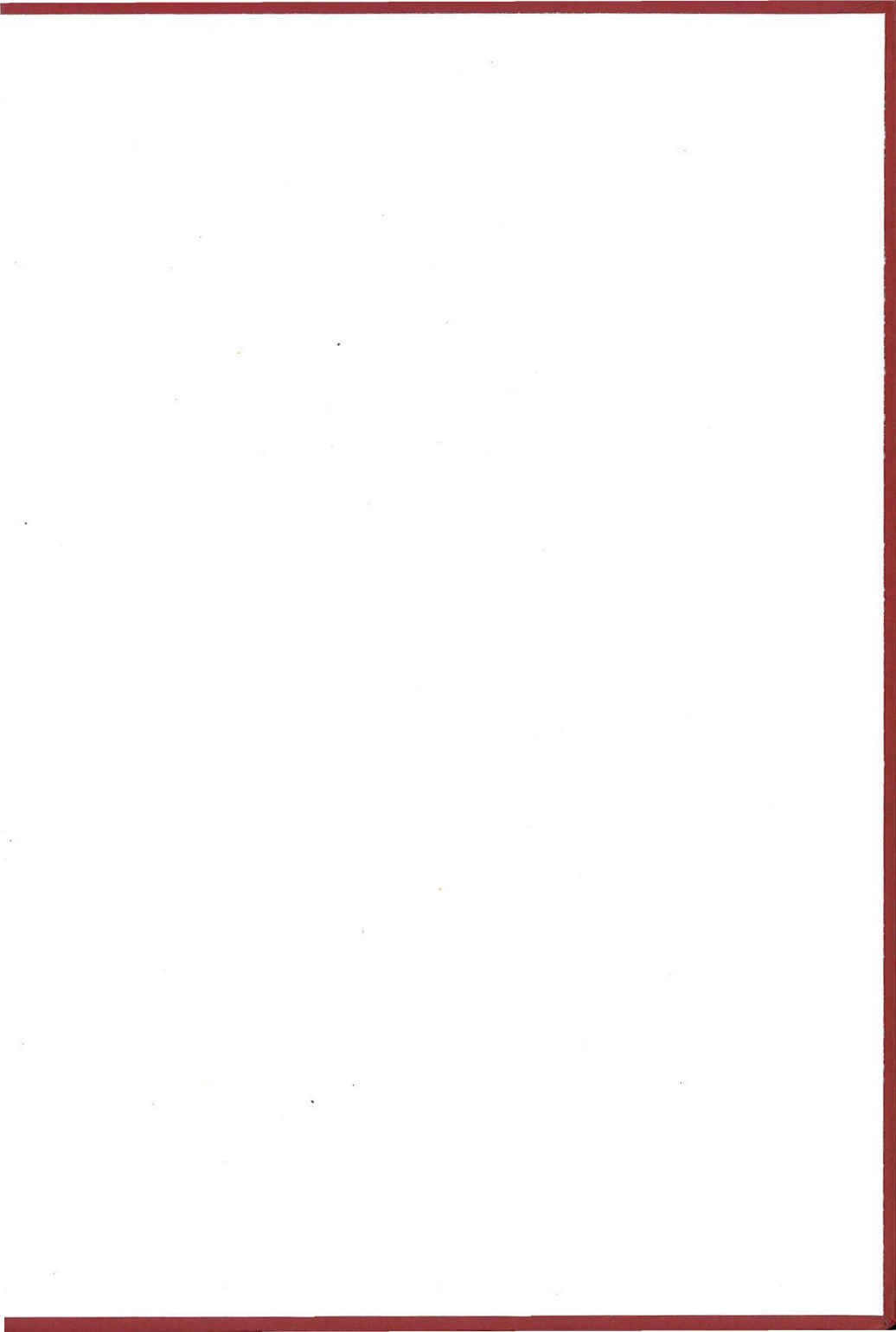


- ihre Schwester Wicia, in erster Ehe Frau Vogel, in zweiter Frau Blumer in Lemberg;
  - und letztlich ihre Schwester Hencia, verheiratete Weißbach. Auch unsere Mutter hatte einige Geschwister:
  - Onkel Simon lebte mit seiner Frau Tysia, einer geborenen Brückner, in Lemberg. Ihren Sohn Leon haben wir stets Leos gerufen.
  - Ihr Halbbruder Jakob wohnte mit seiner Familie in Tissa Bogdan. Dessen Sohn Hersch ist in den siebziger Jahren in Israel verstorben, Herschs Tochter lebt dort noch heute. Jakobs zweiter Sohn Schmiel hatte in Israel drei Kinder: zwei Söhne. Jakobs Tochter Schoschana hat ebenfalls drei Kinder und lebt in Avichail bei Natanja. Schoschanas ältester, Jakob, wohnt im Kibbuz; Ofira, die zweite ist Lehrerin, und Elieser, genannt Eli, ist in den Vereinigten Staaten verheiratet. Elieser hat vier Kinder. Kinder Jakobs sind Tochter Zwia in Israel, Sohn Latzi war in Russland und kehrte vor einigen Jahren heim nach Israel.
  - Genia war Mutters Halbschwester aus ihres Vaters erster Ehe. Sie lebte verwitwet mit ihren vier Kindern Schmiel, Mosche, Dina und Mendel in Sniatyn. Einziger Überlebender ist Mendel, der als russischer Soldat ein Bein verloren hat. Als Kriegsinvalide übersiedelte er mit seiner russischen Frau und seinen Kindern nach Israel.
  - Onkel Hermann, seine Frau und deren Kind wurden während einer „Aktion“ in Zabie von der SS erschossen.
  - Tante Fajcia betrieb mit ihrem Ehemann in Zaleszczyki ein blühendes Geschäft. Doch als die Deutschen kamen, waren sie bereits auf deren Todeslisten gestanden, denn einen Mosche Hitler durfte es nach Meinung eines überzeugten Nazis nicht geben. Das Ehepaar wurde daher von den braunen Horden umgebracht.
  - Das letzte Mal haben wir von Onkel Simon, einem weiteren Bruder von Mutter, gehört, als er sich noch im Lemberger Getto befand. Seine Frau Tysia und das gemeinsame Kind waren bereits ins Lager verschleppt worden.
- David, Sohn meines Großvaters väterlicherseits und Halbbruder meines Vaters, hatte vier Kinder:
- Sein Sohn Jonas war Kürschner, das Pelzgeschäft lag in der Wiener

Fuchsthalergasse nahe der Volksoper. Die Nazis haben ihn in ein KZ geschleppt, wo er umgekommen ist. Wir erfuhren diese Nachricht vom Rechtsanwalt Koropatnitzki aus der Wiener Wipplingerstraße, weil dieser damals in einer Causa von meinem Vater eine Unterlage gebraucht hat.

Seine Tochter Cyzia lebte als verheiratete Krumholz in Uscieryki am Tscheremosch, rund achtzehn Kilometer von Zabie entfernt. Cyzias älterer Sohn Bernhard vulgo Buzio wohnte in Wien, nachdem er damals auf abenteuerliche Weise über Ungarn geflüchtet war, und verstarb hier 1996. Buzios beide Töchter haben Familie; alle sind sie Wiener. Der jüngere Sohn Chajim wurde ebenso wie seine Eltern von der SS umgebracht.

- Ein weiterer Bruder meines Vaters war Onkel Abraham, der die Schwester der Frau des Meschulem Rath, Oberrabbiner von Czernowitz, geehelicht hat. Deren im Jahre 1902 geborener Sohn Mucio lebte in New York. Tochter Riwa kam bei einem Autounfall in Haifa ums Leben; Sandra starb sehr jung, und Leon fiel zur Zeit des Zweiten Weltkriegs während einer Evakuierung aus dem Zug und war sofort tot. Tochter Charlotte lebte mit ihrem Mann Fico in Jerusalem, sie verstarb im Jahre 1996 in Israel. Ihre Tochter Sandra lebt als Malerin in New York.





**Danek Gertner**, 1919 in Zabie, Galizien, geboren. Gymnasium und Studium in Lemberg, eingezogen in die Rote Armee, mehrmals dramatische Flucht – erst vor den Sowjets, dann vor den Nazis nach Ungarn. Nach dem Krieg Aufbau eines erfolgreichen internationalen Unternehmens im Maschinenbau in Deutschland, Österreich und der Schweiz, intensive Handelsbeziehungen mit der Sowjetunion. Umfassende Sponsor-Tätigkeit in Österreich, Israel und der Ukraine.



„Ich möchte mit dem Buch ein Zeichen dafür setzen, dass es dieser mörderischen Maschinerie vor mehr als fünfzig Jahren nicht gelungen ist, die Juden für alle Zukunft zum Verschwinden zu bringen. Da ist einer aus einem kleinen galizischen Dorf, der es zu etwas gebracht hat, und so wie ich haben auch andere ihre Existenz wieder neu aufgebaut. Ich möchte damit aber auch zeigen, was man damals ausgelöscht hat in dieser Welt und was diese Menschen, die man damals vernichtet hat, vielleicht alles hätten leisten können – denn es waren sicher viele darunter, die mehr hätten schaffen können als ich oder andere Überlebende.“

Marta S. Halpert, Auslandskorrespondentin für Focus in Wien. Langjährige Chefredakteurin der Illustrierten Neuen Welt, Mitarbeit u. a. bei Jerusalem Post, Newsweek, trend, Neue Zürcher Zeitung, Vogue, Weltwoche. Mehrere Buchpublikationen.

Reinhard Engel, Wirtschaftsjournalist und Auslandskorrespondent in Wien: Newsweek, Österreichisches Industriemagazin, Ost-West Contact. Mitarbeit u. a. bei The Economist, manager magazin, Die Zeit und The Financial Times. Zahlreiche Buchpublikationen.

